

Sio

Sozialarbeit in Oesterreich

Zeitschrift für Soziale
Arbeit, Bildung und Politik



Das war die BUTA 2012 Sozialarbeit zwischen Praxis und Wissenschaft

Sonja Kirchweger • Silke Birgitta Gahleitner • Monika Vyslouzil • Günther Breitfuß
Elizabeth Baum-Breuer • Manuela Brandstetter • Marianne Rössler
Fritz Rüdiger Volz • Christine Haselbacher

Tagung

Gesellschaft hinterfragen - verändern, gestalten Erwachsenenbildung und Soziale Arbeit im Dialog

Termin:

8. November 2012 ab 14 Uhr bis
10. November 2012, 18 Uhr

Ziel der Tagung:

Entlang von über 30 innovativen Projekten und Initiativen aus Bildung, Kultur, Wirtschaft, Sozialer Arbeit, Dorferneuerung, Stadt- und Regionalentwicklung werden die Wirkungen von community-basiertem Lernen reflektiert und diskutiert. Die Praxisbeispiele werden dabei mit dem aktuellen theoretischen Diskurs verschränkt.

Die Projektplattform bietet nähere aktualisierte Informationen:

www.gemeinwesenarbeit.at

Zielgruppe:

MitarbeiterInnen der Erwachsenenbildung, der Sozial-, Kultur-, und Gemeinwesenarbeit sowie aus Regionalpolitik und Verwaltung

Veranstalter:

Arbeitsgemeinschaft Gemeinwesenarbeit und bifeb)
(Veranstaltung in der Reihe Dialog Lebenslanges Lernen.
Community Education ist ein erklärtes Ziel der „Strategie zum lebensbegleitenden Lernen in Österreich LLL:2020“ (Aktionslinie 6).



Jahreskonferenz am 22. November 2012

Evaluierung zur Umsetzung der Bedarfsorientierten Mindestsicherung

Tagungsort

Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Redoutensäle
Promenade 39, 4020 Linz

Informationen unter www.oeksa.at

Anmeldung erforderlich

Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit

Geigergasse 5-9, 1050 Wien

office@oeksa.at

Tel: 01-548 29 22

Fax: 01-545 01 33

„100_10 Jahre Soziale Arbeit: Ausbildung und Fachlichkeit in Wien“

Vor 100 Jahren startete in Wien die erste Ausbildung von Sozialarbeiterinnen im Rahmen der von Ilse Arlt gegründeten Privatschule „Vereinigte Fachkurse für Volkspflege“ - seit 10 Jahren sind Studiengänge für Soziale Arbeit in Wien an der Fachhochschule Campus Wien verankert.

Das muss gefeiert werden! Wir laden herzlich ein!

Am 27. 11. 2012

von 14 Uhr bis 18 Uhr

Vorträge, Workshops und Diskussion

von 18 Uhr bis 23 Uhr

„Das Fest!“ Ein Streifzug durch die Jahrzehnte, Musik, Tanz, Essen, Trinken und Raum für Begegnung

Anmeldung unter: irene.krenn@fh-campuswien.ac.at

Inhalt

Standards

OBDS Aktuell

Seite 4

Veranstaltungen -

Tipps

Seite 5

Magazin

Seite 6-7

Bücher - Infos

Seite 51

BUTA 2012

Sozialarbeit zwischen
Praxis und Wissen-
schaft

DSA Mag. (FH) Sonja Kirchweger

Seite 8-12

Klinische Sozialarbeit
als Fachsozialarbeit

Prof. Dr. phil. Silke Birgitta Gahleitner

Seite 13-19

User*innen Involvement - Gedanken zu
Diskussion

FH-Prof. DSA Mag. Dr. Monika
Vyslouzil

Seite 20-21

Family Empowerment:
Ein Ansatz zur Ent-
stigmatisierung von
Heimkindern

Dr. Elizabeth Baum-Breuer, DSA

Seite 22-24

Zur Bedeutung assi-
stierender Unter-
stützungsformen in
der Behindertenarbeit

DSA Günther Breitfuß, MAS

Seite 25-28

BUTA 2012

Typische und atypische
Familienformen

FH-Prof. DSA Mag. (FH) Christine
Haselbacher

Seite 29-36

Der Signs of Safety-
Ansatz - ein stärke-
und ressourcen-
basierter Ansatz für
Kinderschutz und
Gefährdungs-
abklärung

Mag. Marianne Rössler, DSA

Seite 37-41

Soziale Arbeit im
Sozialen Raum

Mag. Dr. Manuela Brandstetter, DSA

Seite 42-46

Profession und
Wissenschaft - eine
„arrangierte Ehe“

Prof. Dr. phil. Fritz Rüdiger Volz

Seite 47-50

Impressum

Sozialarbeit in Österreich (SIO): Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung & Politik, seit 1966; Erscheinungsort 1060 Wien, Verlagspostamt 7210 Mattersburg, Auflage: 2.800 Stück, Druck u. Versand: Druckerei Wograndl GmbH., Druckweg 1, 7210 Mattersburg

Herausgeber, Medieninhaber und Verleger: Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen - obds, A-1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, www.sozialarbeit.at, ZVR: 275736079

Redaktion: Mag.FH. DSA Roland Fürst, DSA Gabriele Hardwiger-Bartz, DSA Mag.Rudi Rögner; Lektorat: Dipl.Päd. Susanne Fürst; E-mail: redaktion@sozialarbeit.at

Gestaltung: Werbeagentur Thomas Reiner • E-mail: thomas.reiner@aon.at • Fotos: OBDS, zfg.

Sekretariat, Anzeigen, Abonnenten-Service: Sozialarbeit in Österreich, 1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, Claudia Mehwald, Tel. 01/587 46 56-11; Fax: 01/587 46 56-10; Mo-Do 9-14 Uhr, E-Mail: sekretariat@sozialarbeit.at. Anzeigen können auch auf unserer Homepage veröffentlicht werden. Wir senden gerne die aktuelle Anzeigenpreisliste zu.

Erscheinung, Preise, Abonnements: SIO erscheint vierteljährlich. Einzelpreis: € 7,50; Jahresabonnement € 25,- (zzgl. Versand). Das Abonnement gilt für ein Kalenderjahr und verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr. Abbestellungen bestehender Abos sind bis drei Monate vor Jahresende mitzuteilen. Das Abo ist für Mitglieder einer Landesgruppe des OBDS kostenlos.

Information: Über zugesandte Manuskripte freut sich die Redaktion, behält sich aber vor, diese zu redigieren oder abzulehnen. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Auffassung der Redaktion entsprechen.



OBDS Aktuell

Erfolgreiche Bundestagung und neuer Vorstand

Die KollegInnen der Landesgruppe Niederösterreich haben eine tolle Bundestagung organisiert. Vom 13. bis 15. Juni diskutierten mehr als 200 SozialarbeiterInnen und Sozialarbeiter in Arbeitsgruppen und Plenarveranstaltungen unterschiedliche Themenschwerpunkte zu Sozialarbeit zwischen Praxis und Wissenschaft. Erfreulich auch das Ergebnis der Generalversammlung, das einen Bericht der Arbeitsgruppe „Zukunftsdialog“ beinhaltet und auch die dafür wichtige personelle Auffrischung brachte. Neben der Wiederwahl erfahrener Gallionsfiguren des obds heißen wir als neue Vorstandsmitglieder Barbara Schröder (LG Oberösterreich), Eringard Kaufmann (LG Wien) und Martin Lorber-Ofner (LG Steiermark) sehr herzlich willkommen!

Der aktuelle Vorstand des obds für die Funktionsperiode 2012 – 2014 sieht wie folgt aus:

Maria Moritz, Vorsitzende, LG Wien

Jochen Prusa,

Vorsitz-Stellvertreter, LG Wien

Sabrina Roither, Vorsitz-Stellvertreterin, LG Oberösterreich

Georg Dimitz, Kassier, LG Wien

Christian Stark, Kassier-Stellvertreter, LG Oberösterreich

Martin Lorber-Ofner, Schriftführung, LG Steiermark

Barbara Walenta, Schriftführung, LG Wien

Barbara Schröder, Schriftführung -Stellvertreterin, LG Oberösterreich

Eringard Kaufmann, Schriftführung -Stellvertreterin, LG Wien

Olga Zechner (kooptiertes Vorstandsmitglied), LG Kärnten

An Arbeit wird es dem neuen Vorstand nicht mangeln. Denn wie aus den Vorträgen einiger ReferentInnen der Bundestagung, insbesondere am Abschlusstag von Darja Zavirsek oder C.W. Müller deutlich wurde, ist sozialpolitisches Engagement der Berufsgruppe dringend gefragt. Wenn der Begriff „asozial“ nicht im Sinne der NS-Diktion (später auch in der DDR) sondern entsprechend dem griechischen und lateinischen Wortstamm als „gegen die Gesellschaft gerichtet“ verstanden wird, dann hat Sozialarbeit sich gegen asoziale Entwicklungen stark zu machen. Wer sich dieser Realität verweigert, hat Sozialarbeit als Menschenrechtsberuf nicht verstanden.

Seit einigen Tagen ist die von Maria Moritz ins Deutsche übersetzte „Global Agenda“ („Globales Programm“) der International Federation of Social Workers auf unserer Website zum Download bereit gestellt. Als absolute Prioritäten werden darin benannt:

- soziale und wirtschaftliche Gleichheit fördern
- Würde und Wertschätzung für die Menschen fördern
- an nachhaltigen Umweltbedingungen arbeiten
- Anerkennung und Wert der menschlichen Beziehungen stärken

Dagegen wirken die Schlagzeilen in TV und Zeitungen wie ein Hohn! – Penny Market verspricht Gutscheine bei Spenden ab 1 Euro, Unilever denkt über die Einführung kleiner Verpackungseinheiten nach, weil die Normalgrößen vielen Menschen zu teuer sind, Coca Cola, Wirtschaftsuni und derStandard unterstützen eine Aktion „Ideen gegen Armut“.... Diese Aufzählung ist keine Wertung, ob es sich um sinnvolle Projekte oder Marketing Gags handelt, aber: Das Thema Armut und soziale Ausgrenzung scheint auch in der Wirtschaft angekommen zu sein. Denn mittlerweile sind in Schlagzeilen wie: „Portugals Regierung schockt ihre Bevölkerung mit neuem Sparpaket“ die nationalen Attribute hinfällig. In jedem Land der EU wird hysterisch versucht, den desaströsen Schaden der von Gier getriebenen Verbrechen des Finanzmarkts zu vergesellschaften. Während unvorstellbare Summen als Gewinne – steuerschonend und damit zum weiteren Nachteil der Gesellschaft – ins Trockene gebracht werden, werden die realen Kosten der irrationalen Zockerei der individuellen Bürgerin, dem Arbeitnehmer, den Studierenden, den Kranken, den Benachteiligten, Wehrlosen, Kindern,... europaweit über Steuererhöhungen und Leistungskürzungen aufgebürdet. Wer noch immer populistisch von „sozialer Hängematte“ spricht oder sich über Mitmenschen als „Sozialschmarotzer“ ereifert, dem muss fortgeschrittener Schwachsinn attestiert werden. Inzwischen steht der Begriff „Social Protection Floor“ als Synonym für ein nach unten nivelliertes Mindestmaß an Sozialleistungen in der fachlichen Diskussion. Erzwungen wird diese Diskussion auch durch die Ergebnisse des aktuellen EU-Armutsberichts, der rund 23% der europäischen Bevölkerung als arm oder akut von Armut bedroht ausweist. Die Wirklichkeit ist, dass der geschmähte Sozialstaat längst keine bequemen Nischen mehr bietet, son-

dern gerade noch einen harten Boden, auf dem immer mehr aufprallen. Und mit Menschenwürde hat das nicht mehr viel zu tun. Dabei ist die tatsächliche Herausforderung, die durch den demographischen Wandel, fragmentierte und prekarierte Arbeitskarrieren, Privatisierung des Pflegerisikos und ähnlicher Auswirkungen des verstümmelten Sozialsystems bedingte steigende Altersarmut in ihrer gesamten Auswirkung auch auf die übrigen Generationen noch nicht erfasst.

Wenn öffentliche Gelder nun für die „Retten“ von Banken eingesetzt werden oder Staaten (ja, der Plural ist beängstigend!) vor dem Bankrott bewahrt werden müssen, wobei die Zahlungen natürlich wieder über Banken abgewickelt werden, die über unmoralische Wucherzinsen sich auch daran in nahezu krimineller Weise bereichern, dann muss es erlaubt sein, das als asoziale Politik zu bezeichnen. Allein der Gedanke, derart gewaltige Mittel könnten statt dessen in Bildung, Forschung, Umwelt, Altersversorgung, Grundeinkommen und soziale Integration von Benachteiligten, Asylsuchenden, Minderheiten investiert werden, man könnte damit einen spürbaren Schritt Richtung sozialer Gerechtigkeit schaffen – das muss Auftrag sein über den persönlichen Tellerand zu blicken und sich in unserer Gesellschaft an Veränderungen aktiv zu beteiligen!

Der neue Vorstand sollte eigene Wege im Umgang mit diesen Herausforderungen finden und zusätzliche Effizienz durch Kooperationen anstreben. Er sollte aber auch Fragen stellen:

Wer sind potente PartnerInnen? Sind wir ausreichend vorbereitet und qualifiziert? Berücksichtigt die derzeitige Ausbildung in Theorie und Methodik diese Problemlagen? Was lernen angehende SozialarbeiterInnen zum Stichwort Sozialarbeit und Armut? Werden individuelle und gesellschaftliche Ebene ausgeglichen thematisiert? Wie nutzen wir Mittel zur Kommunikation? Gelingt uns ein holistischer (auch internationaler) Ansatz oder verlieren wir uns im Abseits der eigenen Institution?

Das Thema der nächsten Bundestagung in Oberösterreich ist: „**Werte – Wille – Widerstand**“.

Das hat viel Platz. Wir sollten dies nutzen und es zu unserem Thema machen!

DSA Herbert Paulschin

Veranstaltungen – Tipps

Oberösterreich

Maßvoll im Maßlosen

2. Fachtagung der Schuldnerhilfe OÖ
6.11.2012, 10-16 Uhr, Linz FH
Oberösterreich
Veranstalter: Schuldnerhilfe OÖ,
www.schuldner-hilfe.at

Evaluierung zur Umsetzung der Bedarfsorientierten Mindestsicherung

ÖKSA-Jahreskonferenz 2012
22.11.2012, Linz, Redoutensäle
Veranstalter: ÖKSA- Österreichisches
Komitee für Soziale Arbeit, www.oeksa.at

Salzburg

Was allen gehört. Die Armut bekämpfen durch Gemeingüter und Kooperation

9. Armutskonferenz
23.-24.10.2012, Salzburg, Bildungshaus
St. Virgil
Betroffenen-Vor!-Konferenz:
22.-23.10.2012
Frauen-Vor!-Konferenz: 22.-23.10.2012
Veranstalter: Armutskonferenz,
www.armutskonferenz.at

Wien

Lachen hilft

Kabarettabend zugunsten des
Integrationshauses Wien
26.10.2012, 1070 Wien, Volkstheater
Veranstalter: Volkstheater,
www.volkstheater.at

ReDUse_12. Neue Aspekte und Entwicklungen zum Thema Freizeitdrogenkonsum

Tagung zum 15-jährigen Bestehen von
checkit
16.11.2012, 1090 Wien, Billrothhaus
Veranstalter: Suchthilfe Wien gGmbH,
www.checkyourdrugs.at/reduse_12

Sozialwirtschaft - Nutzen für die Gesellschaft

Fachkonferenz
19.11.2012, 10-17 Uhr, 1038 Wien,

Studio 44

Veranstalter: Verband der
österreichischen Sozial- und
Gesundheitsunternehmen,
www.bags-kv.at

Deutschland

Klippen der Prävention im Bereich der Jugendkriminalität. Nachsorge im Jugendstrafvollzug

24.-25.2012, Stuttgart, Tagungszentrum
Hohenheim
Veranstalter: Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart u.a.,
www.akademie-rs.de

Diagnostisches Fallverstehen: Klassifikation - Rekonstruktion - Integration

4. Tagung Soziale Diagnostik
26.-27.10.2012, Berlin, Alice Salomon
Hochschule Berlin
Veranstalter: Alice Salomon Hochschule
Berlin, www.ash-berlin.eu/Tagung-Sozialdiagnostik

Consozial 2012: Menschen gestalten Zukunft – inklusiv und selbstbestimmt

14. Fachmesse und Kongress des
Sozialmarktes
7.-8.11.2012, Nürnberg, Messezentrum
Veranstalter: Bayrisches
Staatsministerium für Arbeit,
Sozialordnung, Familie und Frauen,
www.consozial.de

Vom Mehrwert des Sozialen

3. Kongress für Soziale Arbeit in Sachsen
15.-17.11.2012 Dresden, Evangelische
Hochschule
Veranstalter: Fachbereiche für
Sozialwesen an den Hochschulen für
angewandte Wissenschaften in Sachsen
u.a., www.ehs-dresden.de

ÜberLEBEN in Drogenszenen XIV

14. Fachtagung zur Praxis akzeptierender
Drogenarbeit
19.- 21.11.2012, Nürnberg
Veranstalter: Institut für soziale und
kulturelle Arbeit Nürnberg (ISKA),

Drogenhilfe mudra e.V.,
www.iska-nuernberg.de

Wahrnehmen, Analysieren, Intervenieren. Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten

Jahrestagung (derzeit laufend: Call for
Papers)
26.-27.4.2013, Frankfurt,
Fachhochschule
Veranstalter: Deutsche Gesellschaft
für Soziale Arbeit, www.dgsainfo.de/veranstaltungen/tagungen.html

Schweiz

Was ist gute Soziale Arbeit? Qualität aus verschiedenen Perspektiven

2. 11.2012, Olten, Fachhochschule
Nordwestschweiz
Veranstalter: AvenirSocial u.a.,
www.avenirsocial.ch

Wirksame psychosoziale Intervention

Jahrestagung des Vereines Klinische
Sozialarbeit Schweiz
7.11.2012, Zürich, Schweizerisches
Epilepsie-Zentrum
Veranstalter: CSWS, www.klinische-sozialarbeit.ch

Lehrgänge

Mit den Zielen der KlientInnen arbeiten.

Praxislehrgang für stärken- und
ressourcenorientiertes Vorgehen
Zielgruppe: SozialarbeiterInnen und
andere im psychosozialen Bereich Tätige
Beginn: Oktober 2012
Veranstalter: Netzwerk OS 'T,
Infotermine auf Anfrage:
office@netzwerk-ost.at, 01-523 38 55,
www.netzwerk-ost.at, Fördermöglichkeit
durch den WAFF.



Magazin

Unilever mit neuer Verkaufsstrategie für Armutsbetroffene

Der Konsumgüterkonzern Unilever gab Ende August 2012 bekannt, dass er mit Strategien aus den Schwellenländern auf das um sich greifende Armutsproblem in Europa reagieren werde. In Indonesien würden gewinnbringend Einzelpackungen Shampoo für zwei bis drei Cent verkauft. In Spanien brachte Unilever bereits das Waschmittel „Surf“ in Packungen für fünf Waschgänge auf den Markt.

Der Konkurrent Henkel reagierte auf das geänderte Verkaufsverhalten wegen der Wirtschaftskrise in Südeuropa mit weniger aufwändig gestalteten Verpackungen, wodurch sich der Verkaufspreis senken ließ. Auch Nestle produziert seit Jahren Mini-Packungen für Europa und arbeitet an Rezepten für Suppen mit weniger Inhaltsstoffen und einem geringeren Preis.

Aus: www.ftd.de, 27.8.2012. www.tagesschau.de, 27.8.2012

Unterstützte Entscheidungsfindung statt Besachwalterung

Am Sozialministerium wurde für die Kontrolle der Umsetzung der oben erwähnten Behindertenrechtskonvention ein unabhängiger Monitoringausschuss eingerichtet. Dem Gremium gehören vier VertreterInnen eines Verbandes von Menschen mit Behinderung an, sowie zwei NGO-VertreterInnen und eine Person aus dem Bereich der Wissenschaft. Die Vorsitzende des Ausschusses, Marianne Schulze, schlägt als Alternativmodell zur derzeitigen Besachwalterung die „unterstützte Entscheidungsfindung“ vor, wie sie in Kanada und Schweden umgesetzt wird. Bei Entscheidungen über das Vermögen, über den Wohnort oder die Betreuungsförm, ergründen in diesem Modell mehrere Vertrauenspersonen des Betroffenen seinen Willen. Dieses Modell entspreche im Gegensatz zur Besachwalterung der UN-Konvention. Mittelfristiges Ziel könnte sein, dass behinderte Kinder keinen Sachwalter mehr bekommen, wenn sie erwachsen werden. Hintergrund für die Notwendigkeit der Reform, welche eigentlich von allen politischen Parteien bejaht wird, ist die große Steigerung der Besachwalterungen. Derzeit ist 90.000 Menschen ein Sachwalter zugeteilt, doppelt so vielen wie vor 20 Jahren, und Bezirksgerichte haben es schwer, geeignete Personen für die Übernahme von Sachwalterschaften zu finden, sei es unter den Angehörigen der Betroffenen oder bei den Vereinen.

Näheres: www.monitoringausschuss.at, <http://derstandard.at>, 5.6.2012

WU Wien untersucht „Starthilfe Wohnen“ in Vöcklabruck

Ein Projekt des Armutsnetzwerks Vöcklabruck verhilft armutsgefährdeten Menschen zu Wohnungen. Aus den Zinserträgen von Solidarsparbüchern der Sparkasse Oberösterreich und aus Spenden flossen seit Oktober 2010 190.000 Euro in den Fonds des Projekts. Die Einlagen dieser derzeit rund 100 Sparbücher mit insgesamt 1,1 Millionen Euro sind täglich fällig und gegenwärtig mit 1,6 Prozent verzinst, wobei die Hälfte des Zinsertrags dem Projekt zufließt. Daraus werden Mikrokredite für die Anmietung und Einrichtung von Wohnungen vergeben. Der Zugang zu dieser Hilfe erfolgt über verschiedene Sozialeinrichtungen in den Bezirken Vöcklabruck und Gmunden. 160 Erwachsenen und zirka ebenso vielen Kindern konnte damit bereits geholfen werden. Die Ausfallsquote bei Rückzahlungen liegt unter fünf Prozent. Das NPO-Zentrum der Wirtschaftsuniversität Wien bewertete nun den Social-Return-on-Investment-Wert mit 4,41 Euro (für jeden investierten Euro fließen 4,41 Euro zurück).

Näheres: www.sozialzentrum.org/mosaik, Rundbrief der Sozialplattform ÖÖ 6-2012

Wechselseitiges Wohnen für Scheidungskinder nicht schädlich

In einer Studie des schwedischen Karolinska-Instituts und der Universität Schweden wurden 172.000 Kinder aus den Klassen sechs bis neun der Grundschule (Alter 12-15 Jahre) befragt. Unter ihnen lebt jedes zehnte Kind wechselweise bei beiden Elternteilen. Generell zeigte die Untersuchung, dass die Lebensqualität der Scheidungskinder niedriger ist als jene der Kinder in gemeinsam lebenden Kernfamilien. Unter den Scheidungskindern lässt sich aber ein Unterschied zwischen jenen, die wechselseitig bei beiden Eltern wohnen, und jenen, die nur bei einem Elternteil leben, feststellen. Die erste Gruppe zeigte sich zufriedener über die ausgiebig vorhandene Kontaktmöglichkeit zu beiden Elternteilen. Bei den Kindern, die nur bei Mutter oder Vater leben berichtete jedes fünfte über schulische Probleme, bei „Pendel-Kindern“ nur jedes neunte. Bei den Kindern im gemeinsamen Haushalt mit beiden Eltern war es jedes zehnte. Aus: <http://sverigeradio.se>, 15.3.2012, Der Standard, 13.7.2012

Forum gegen Bettelverbote gegründet

Fünf Klagen bezüglich der gesetzlichen Bettelverbote liegen beim Verfassungsgerichtshof. Sie betreffen die Bundesländer Wien, Steiermark, Salzburg, Kärnten und Oberösterreich, die Entscheidung des Gerichtshofs soll im kommenden Herbst fallen.

Inzwischen wurde am 20. Juni 2012 in Graz das Österreichische Forum gegen Bettelverbote gegründet. AktivistInnen aus der Steiermark, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Wien einigten sich auf fünf Forderungen, welche sich auf die Abschaffung der Bettelverbote, einen respektvollen Umgang mit bettelnden Menschen und das allgemeine Nutzungsrecht bezüglich des öffentlichen Raums beziehen. Für diesen Herbst sind weitere Vernetzungstreffen und österreichweite Aktionen geplant.

Aus: www.gegenbettelverbote.at, Kleine Zeitung, 5.7.2012

Integrationsbericht 2012 wurde präsentiert und kritisiert

Letztes Jahr hatte ein von Staatssekretär Sebastian Kurz eingesetzter ExpertInnenrat ein 20-Punkte-Programm zur Integration von MigrantInnen verabschiedet. Der 515 Seiten starke Integrationsbericht 2012 zieht darüber Bilanz und stellt die einzelnen Projekte vor. Folgende Anliegen aus dem 20-Punkte-Programm sollen in den nächsten Monaten verstärkt verfolgt werden:

Bis Ende Oktober 2012 soll eine neue Rot-Weiß-Rot-Fibel fertig sein, welche Werte für das Zusammenleben in Österreich vermittelt, bzw. eine Art „Gebrauchsanweisung für Österreich“ darstellt. Darauf aufbauend wird der Staatsbürgerschaftstest überarbeitet, künftig soll hier nicht mehr reines Faktenwissen abgefragt werden.

In Wien hat jedes zweite Kind Migrationshintergrund, österreichweit jedes vierte. Daher sei sprachliche Frühförderung weiterhin besonders wichtig. Ein zweites verpflichtendes Kindergartenjahr für jene Kinder, die es aus sprachlicher Sicht brauchen, soll hier Abhilfe schaffen. Unter den jährlich 8.000 SchulabgängerInnen ohne Hauptschulabschluss befinden sich vier Mal so viel Jugendliche mit Migrationshintergrund als junge Menschen ohne einen solchen. Staatssekretär Kurz möchte mit dem Unterrichtsministerium bis Herbst ein entsprechendes Bildungskonzept erarbeiten. Das Dialogforum Islam wurde gegründet. Dabei sollen auch Lösungen für die Ausbildung von Imamen in Österreich gesucht werden.

Weiters wird die Gründung eines Wohnraum-ausschusses im 20-Punkte-Programm ange-regt, der Vorschläge für eine bessere Durch-mischung am Wohnungsmarkt erarbeiten soll. Die NGO SOS Mitmensch kritisiert, dass der Integrationsbericht nicht auf die Problematik der restriktiven Staatsbürgerschaftsvergabe eingehe. Unerwähnt bleibe weiters, dass Fami-lien durch Abschiebungen auseinander geris-sen werden und dass viele MigrantInnen am Arbeits- und Wohnungsmarkt benachteiligt sind. Die Organisation fordert, das Staatsse-kretariat für Integration aus dem Innenmini-sterium herauszulösen.

Aus: <http://derstandard.at>, 9.7.2012,
www.integration.at

Auch Kärnten führt Pflegeregress ein

Nachdem die Regresspflicht für die Pflege-heimkosten gegenüber den Kindern vor eini-gen Jahren österreichweit abgeschafft gewesen war, wurde sie 2011 in der Steiermark wieder eingeführt. Nun folgte Kärnten diesem Bei-spiel. Mit den Stimmen der FPK-Mehrheit beschloss die Landesregierung, ab Juli 2012 ab einem Nettoeinkommen der Kinder von 1.160 Euro einen Kostenbeitrag einzuleben. Für die ersten darüber liegenden 300 Euro sind es beispielsweise 18 Prozent, für die zweiten 16 Prozent. Das Sozialministerium sieht darin einen Verstoß gegen die 15a-Vereinbarung zur Bedarfsorientierten Mindestsicherung und be-dauert das.

Aus: www.orf.at, 5.6.2012, www.profil.at,
27.8.2012, www.ots.at, 5.6.2012

Anerkennung der im Ausland erwor-benen Qualifikationen

Einen wichtigen Grund für die Schlechterstel-lung von MigrantInnen am Arbeitsmarkt stellt die fehlende Anerkennung ihrer beruflichen Qualifikation dar. Denn nur ein Fünftel der MigrantInnen mit Lehrabschluss, ein Vier-tel jener mit Abschluss einer berufsbildenden Schule und ein Drittel der MaturatInnen bzw. AkademikerInnen lässt sich den Abschluss in Österreich anrechnen. Die Beratungsstelle Mi-grare in Oberösterreich veranstaltete deshalb Anfang Juli 2012 eine entsprechende Fachta-gung. Eine dort präsentierte neue Studie der Donau-universität Krems, von Gudrun Biffl mitver-fasst, empfiehlt unter anderem die Gründung einer Bundesstelle für Anerkennungsfragen, welche beim Wissenschafts-, Wirtschafts- oder Sozialministerium angesiedelt sein könnte. Die Stelle sollte als Koordinations- und Ver-mittlungsinstanz fungieren und die Anerken-nungsverfahren dokumentieren. MigrantIn-nenberatungsstellen in den Bundesländern könnten als dezentrale Anlaufstellen einbezo-gen werden. Bisher konzentrierte man sich in diesem Kon-text auf die Überprüfung der Gleichwertigkeit von Abschlüssen und den Ausspruch einer An-

erkennung. Die Studie schlägt nun vor, künf-tig nach dänischem Vorbild stärker auf die offizielle Bewertung von Qualifikationen auch außerhalb der formalen Ausbildungswege zu setzen und so den ArbeitgeberInnen und Ar-beitnehmerInnen eine Entscheidungshilfe zu-kommen lassen.

Bemühungen zur Vermehrung der Anerken-nung würde die Arbeitsmarktposition von Mi-grantInnen verbessern, die qualifikatorischen Ressourcen des österreichischen Arbeitskräf-tepotentials könnten besser eingesetzt werden.

Aus: www.migrare.at,
www.berufsanerkennung.at,
www.donau-uni.ac.at

Aus Ganslwirt wird jedmayer

Anfang Juli 2012 wurde der Neubau der be-kanntesten Wiener Drogeneinrichtung am Gumpendorfer Gürtel eröffnet. Er umfasst ein Tageszentrum, eine Notschlafstelle, ein medizinisches Ambulatorium, Beratungs- und Sozialräume, die Möglichkeit des kostenlosen Spritzenaustauschs rund um die Uhr und ein be-treutes Wohnen. Die neue Einrichtung der Suchthilfe Wien gGmbH mit ihren 70 Mi-tarbeiterInnen (davon 40 SozialarbeiterInnen und 19 ÄrztInnen) löst das vor gut 20 Jah-ren gegründete sozialmedizinische Zentrum Ganslwirt und das TaBeNo ab.

Der Name jedmayer soll das Gefühl vermit-teln, man gehe in ein Lokal und daran erin-nern, dass ein Suchtproblem jedeN treffen kann.

Aus: www.jedmayer.at, www.orf.at, 22.6.2012

SozialarbeiterInnen neigen zur Anpas-sung statt zum Widerstand

Martin Stummbaum, Professor an der Fach-hochschule Emden-Leer in Niedersachsen untersuchte in einer Studie 122 Praxisbe-richte von SozialarbeiterInnen, die unter der Ökonomisierung ihrer Arbeitsbedingungen leiden. Die Strategien der BerufskollegInnen ließen sich in drei Bereiche clustern. 32 Pro-zent wählten Anpassungsstrategien, 42 Prozent Kompensationsstrategien und 26 Prozent ver-folgt Widerstandsstrategien.

KollegInnen mit Anpassungsstrategien ver-suchen beispielsweise innerhalb der verblei-benden Rahmenbedingungen gute Arbeit zu leisten, bzw. nehmen es auf sich, auch so-zialarbeitsfremde Tätigkeiten auszuführen. Wenn SozialarbeiterInnen kompensatorisch reagieren, wenden sie nach Stummbaum Fi-nanztricksereien an, oder sie suchen sich die leichteren KlientInnen aus bzw. achten sie nach negativen Erfahrungen verstärkt auf die eigene Gesundheit. Zu den Widerständlern zählt die Studie zunächst jene, die sich auf kri-tikloses Jammern beschränken (20 Prozent der 122 Praxisberichte), was in den meisten Stel-len auch ohne weiteres geduldet wird. Nur 6 Prozent entscheiden sich zu aktivem Auftreten etwa im Rahmen der Interessensvertretung.

Unter diesen Initiativen gewinnt das Whist-leblowing (wörtlich: die Pfeife blasen) ver-stärkt an Bedeutung. Gemeint ist damit das Hinweisgeben, wenn es um Missstände geht, welche gegen Gesetze oder grundlegende Prin-zipien verstoßen. Als Adressat dieser Hinweise kommen höhere Verantwortliche der eigenen Organisation, Subventionsgeber, Dachverbän-de oder die Medien in Frage.

In der Analyse einiger erfolgreicher Beispiele kommt Stummbaum zum Schluss, dass Whist-leblowing einen wichtigen Impuls für die Wei-terentwicklung einer zeitgemäßen Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit geben kann.

Aus: Soziale Arbeit 7/2012

Erschütternder Bericht über die Wiener Kinderheime

Am 20. Juni 2012 wurde der 533 Seiten starke Bericht des Teams um den Wiener Zeithistori-ker Reinhard Sieder vorgestellt. 22 ehemalige Heimkinder konnten zu diesem Zweck interviewt werden. Der online abrufbare Endbericht befasst sich mit öffentlichen und privaten Kin-derheimen, in denen vom Wiener Jugendamt im Zeitraum der 50er, 60er und 70er Jahre Kinder untergebracht wurden und berichtet über dortige „lieblose, menschenverachtende und gewaltsame Erziehung“. Als Hintergrund sieht Sieder die autoritär geprägte, latent ge-walttätige Nachkriegsgesellschaft und den dramatischen Mangel an gut ausgebildeten ErzieherInnen.

Der zuständige Stadtrat Christian Oxonitsch berichtet über 1.105 Meldungen über Gewalt-Erfahrungen von ehemaligen Heimkindern. 769 Fälle wurden bereits vom Weißen Ring behandelt, in 550 Fällen wurde finanzielle Hilfe zugesprochen und in vielen Fällen Psy-chotherapie bezahlt, insgesamt wurden 17,1 Millionen Euro zuerkannt.

Zwischen dem Sozialministerium und den Bundesländern wird auch die Anrechnung der im Heim zurückgelegten Arbeitszeiten für die Pensionsversicherung debattiert. Beiden Seiten sehen den jeweils anderen als zuständig. Des Land Oberösterreich ging nun mit gutem Bei-spiel voran und kaufte bisher für 14 ehemalige Heimkinder die Monate, in denen während des Heimaufenthalts unbezahlt gearbeitet wur-de als Pensionsversicherungszeit nach.

Näheres: www.wien.gv.at/menschen-gesell-schaft/pdf/endbericht.pdf, w
www.diepresse.com, www.orf.at, 27.8.2012

Zusammengestellt von
Mag. DSA Rudi Rögner



Sozialarbeit zwischen Praxis und Wissenschaft

Text: DSA Mag. (FH) Sonja Kirchweger

Die Internationale Bundestagung 2012 des Österreichischen Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen fand vom 13. bis 15.06.2012 im Schlosshotel Zeillern in der Nähe von Amstetten statt.

Zwei Jahre intensive Vorbereitungsarbeit sind in drei Tage Tagung geflossen und nun, drei Monate später, scheint diese weit weg zu sein und beinahe unwirklich lange her. Nun, ich denke, wir können stolz auf diese Tagung sein. Nicht nur, dass der Ablauf gut geglückt und die Referentinnen und Referenten interessante und informative Referate gehalten haben, insbesondere hat die Tagung gelebt von der Beteiligung aller Anwesenden.

Tagungsthema war die Verbindung von Praxis und Wissenschaft. Die Veränderung in der Ausbildung in den letzten Jahren (besser gesagt in den letzten Jahrzehnten) hat zu Irritationen in der Berufsgruppe selbst geführt. War die Ausbildung an den Akademien für Sozialarbeit, so wie ich sie selbst noch erlebt habe, sehr praxisorientiert und praxisnahe, so trat eine Hinwendung zu vermehrter Wissenschaftlichkeit in den letzten Jahren in den Vordergrund. Professionalisierung wurde großgeschrieben, und der Akzent auf Forschung und wissenschaftliches Arbeiten gelegt. Veröffentlichungen von Fachartikeln gehören hier ebenso zu den Forderungen der Profession wie ein breit angelegter fachöffentlicher Diskurs über spezielle Fachthemen der Sozialarbeit.

Der Anspruch, methodisch korrekt und nachvollziehbar zu arbeiten, führte zu einer guten Etablierung von Methoden der Sozialen Diagnostik ebenso wie zum Bestreben, soziale Arbeit qualitativ und quantitativ messbar zu machen. Es sei

dahingestellt, wie sinnvoll es ist, soziale Arbeit in Zahlen ausdrücken zu wollen, in Zeiten von begrenzten öffentlichen Mitteln und wirtschaftlich denkenden Organisationen scheint es vermehrt unumgänglich zu sein.

Die verschiedenen Abschlüsse der SozialarbeiterInnenausbildung tun das ihre, um nicht gerade für Klarheit zu sorgen. Immer wieder stellt sich die Frage, wohin die Sozialarbeit steuert, welchen Kurs sie einnimmt und wer diesen Kurs eigentlich bestimmt.

Antwort auf diese Fragen zu finden, erscheint mir hoch notwendig, und genauso schwierig. Die Bundestagung war so konzipiert, dass eine Auseinandersetzung mit der Thematik auf verschiedenen Ebenen möglich war. PraktikerrInnen und in der Ausbildung Tätige und für die Ausbildung Verantwortliche waren unsere Zielgruppe. Wichtig war uns dabei vor allem die Diskussion miteinander, das Kennenlernen und Nachvollziehen verschiedener Standpunkte,

die kritische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Meinungen und ein Blick in die Zukunft.

Wissenschaft im Entwicklungsteam

Wie sind wir an die Thematik herangegangen? Nun, eines war von vornherein klar, wenn es eine Tagung zu diesem Thema werden soll, dann muss im Entwicklungsteam der Tagung die Wissenschaft miteingebunden sein. Und wie könnte das besser gelingen, als FH Prof. Dr. Mag. DSA Monika Vyslouzil zu gewinnen. Ihre Expertise als Wissenschaftlerin, letztendlich nun Leiterin des Ilse Arlt Institutes für Inklusionsforschung an der Fachhochschule St. Pölten, war eine gute Bereicherung in der Entwicklung und Feinabstimmung des Konzeptes der Tagung. Wir selber, die Vorstandsmitglieder des NÖ Berufsverbandes, erleben uns einerseits als PraktikerInnen der Sozialen Arbeit. Wir sind



in unterschiedlichen Handlungsfeldern selbst tätig, und haben andererseits unsere langjährig gebildete Expertise zur Tagungsorganisation eingebracht. Es sei erwähnt, dass drei der vier Vorstandsmitglieder dieses Vorbereitungsteams im Jahr 1994 schon einmal eine Internationale Bundestagung vorbereitet und ausgerichtet haben.

Wissenschaft in der Literatur

Doch zurück zum Thema der Tagung. Wissenschaft und Praxis der Sozialarbeit. Auch bei aktuellen Fachtagungen für Klinische Sozialarbeit werden Rufe laut, die Wissenschaft wieder mit der Praxis rückzukoppeln. Schauen wir allein auf den Markt der Fachbücher, so ist deutlich wahrnehmbar, dass SozialarbeiterInnen wesentlich mehr publizieren als in den vergangenen Jahren. Ein Erfolg der Wissenschaft!? Teilnehmend an einer Veranstaltung für PraxisanleiterInnen hörte ich den lauten Ruf: „Schickt uns doch wieder PraktikerInnen als PraktikantInnen und BerufseinsteigerInnen, wir brauchen keine Wissenschaftler an der Basis!“ Ein Misserfolg der Wissenschaft!?

Bernd Dewe, Wilfried Ferchhoff u.a. (2001:71 ff) skizzieren in ihrem Buch „Professionelles soziales Handeln“ ein Selbstverständnis der sozialen Arbeit, in dem es gilt, den Vermittlungszusammenhang zwischen Theorie und Praxis neu zu bestimmen und zu formulieren. Bezugnehmend auf die Situation der Ausbildung an den (Fach)Hochschulen in Deutschland halten sie fest: „Die Ausbildung ... steht unter der Zielsetzung, wissenschaftlich ausgebildete PraktikerInnen hervorzubringen, die berufliche Entscheidungen auf der Grundlage wissenschaftlichen Wissens treffen und damit eine Praxis gestalten können, die dem Handeln des über wissenschaftliche Kompetenz nicht verfügenden Praktikers überlegen ist.“

Betrachten wir also zuerst den Bereich der Wissenschaft, so stellt sich die Frage, was Wissenschaft eigentlich ist. Laut dem unwissenschaftlichen Tool Wikipedia ist „Wissenschaft der Erwerb von neuem Wissen durch Forschung, seine Weitergabe durch die Lehre, der gesell-



schaftliche, historische und institutionelle Rahmen, in dem dies organisiert betrieben wird, sowie die Gesamtheit des so erworbenen menschlichen Wissens.“ Wenn wir forschen, so suchen wir methodisch nach neuen Erkenntnissen. Wir dokumentieren die neuen Erkenntnisse und veröffentlichen sie in Form von wissenschaftlichen Arbeiten. Sie bilden die Richtlinien für das weitere praktische Handeln.

Woran denken wir, wenn wir – praxisnahe - von den Kernkompetenzen der Sozialarbeit sprechen? Um diese Frage etwas näher zu beleuchten, möchte ich ein wenig ausholen. Wolf Crefeld schreibt in seinem Artikel „Ein neues Selbstbewusstsein tut not! Die Rolle der Sozialarbeit in der Gemeindepsychiatrie“, dass die Sozialarbeit gefordert ist, für sich selbst eine angemessene eigene Rolle einer beruflichen Identität zu erarbeiten. Er bezieht sich dabei auf die Auseinandersetzung der Sozialarbeit im Feld der psychiatrischen Versorgung, wo in der Zusammenarbeit in multiprofessionellen Teams die Professionalisierung eine besondere Rolle zu spielen scheint. Meiner Ansicht nach kann diese Forderung für die Sozialarbeit im Allgemeinen übernommen werden.

Fachliche Standards und spezifische Handlungskonzepte müssen sozialarbeitswissenschaftlich überzeugend beschrieben und weiterentwickelt werden. Die Professionalisierung eines Berufes wird kollektiv durch Verwissenschaftlichung erworben, individuell über

professionsbezogene Aus- und Weiterbildung. Ein Plädoyer für die Wissenschaftlichkeit?

Laut Crefeld sind berufliche Tätigkeiten im sozialen Feld durch Handlungskonzepte gekennzeichnet. Sie gewähren den Handelnden einen anerkannten Rahmen, in dem zu bewegen es relativ sicher ist. Handlungskonzepte sind hilfreich in der Bewältigung des beruflichen Alltags. Sie geben Leitlinien vor und erleichtern durch die Vorgabe einer sinnhaften Ordnung die Problemlösung. So wie in der Medizin das Handlungskonzept „Anamnese – Untersuchung – Diagnose – Behandlung“ bereits seit vielen Generationen tradiert ist, so macht es auch in der Sozialarbeit Sinn, handlungsleitende Paradigmen zu generieren. Gerade in der multiprofessionellen Arbeit erleichtern Richtlinien die eigene Handlungskompetenz. Erfolgreiche Teamarbeit würde demnach bedeuten, dass die einzelnen Paradigmen aufeinandertreffen und die Teammitglieder sich in ihren Handlungsleitlinien ergänzen und bereichern.

Wissenschaft und Schlüsselkompetenzen

Der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) hat 2011 ein Buch herausgegeben, welches sich „Schlüsselkompetenzen der Sozialen Arbeit“ nennt. Autoren sind Friedrich Maus, Wilfried Nodes und Dieter Röh. Hier werden ebenso Praxisforschung und Evaluationskompetenz als Schlüssel-



kompetenzen der Sozialen Arbeit angeführt gleichrangig mit berufsethischer Kompetenz, personaler und kommunikativer Kompetenz, sozial-administrativer Kompetenz, sozialrechtlicher Kompetenz, sozialpädagogischer Kompetenz, Methodenkompetenz, strategischer Kompetenz und der sozialprofessionellen Beratungskompetenz.

Die Autoren benennen hier die Erforschung von Strukturen und Prozessen in der Praxis als hilfreich, um die Professionalisierung des Berufes an sich zu fördern und voranzutreiben unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Besonders hervorgehoben wird hier die Praxisforschung im Gegensatz zur Grundlagenforschung. Geht es doch in der Sozialarbeit vorrangig darum, das eigene berufliche Handeln zu reflektieren, Maxime zu erarbeiten, Handlungskonzepte zu erstellen. Die Ausgangsbasis dafür bildet die tägliche Praxis, sind die „Fälle“ und „Fallanalysen“. Natürlich ist bekannt, dass sich wissenschaftliche Erkenntnisse nicht „einfach so“ auf die Praxis übertragen lassen, Hilfeplanung verläuft nicht rational geordnet, der Hilfeprozess an sich ist durch Umwege, Dilemmata, Unvorhergesehenes gekennzeichnet.

Ein Plädoyer also, beides zu verbinden und den gegenseitig vorhandenen Nutzen zu sehen und auch zu fördern. Fast hätte ich fordern geschrieben, und nach einem kurzen Innehalten und darüber Nachdenken, meine ich auch, **fordern** wäre hier als Wort angemessen. Es geht also nicht darum, sich für das

eine (die Wissenschaft) oder das andere (praktisches Wissen und Denken) zu entscheiden. In einer professionellen Denk- und Handlungsweise verbinden wir Wissenschaft und Praxis miteinander, nutzen wir Erkenntnisse und Erfahrungen und treffen aufgrund dieser Basis die für die jeweilige Situation bestmögliche Entscheidung.

Nicht vergessen werden darf dabei meiner Ansicht nach die Praxis selbst, die Menschen, mit denen wir es in der Sozialen Arbeit zu tun haben, die durch ihr „So-Selbst-Sein“ die Methodik, das sozialarbeiterische Handeln, wesentlich mitbestimmen. Es wird auch in Zukunft nicht genügen, Wissenschaftstheorien zu lehren, es wird immer eine Verknüpfung mit den praktischen Aspekten unseres Handelns notwendig sein. Methodik, Beratungskompetenz, Einfühlungsvermögen, Flexibilität in der Wahl der Angebote, und vieles mehr werden nach wie vor zielführend sein und eine professionelle Praxis ausmachen. Den Spagat schließen, voneinander profitieren und lernen, aneinander wachsen, könnte eine Grundprämisse in der Diskussion ob der Wissenschaftlichkeit und der Praxis sein.

Mag. DSA Paul Ney (2007:5) beschreibt in seinem Text „Methodisches Handeln als Sozialtechnologie? Zur Professionalisierungsfrage der Sozialen Arbeit“ ein strukturelles Technologiedefizit methodischen Handelns, sodass es leicht zu einer tendenziellen Überschätzung der Leistungsfähigkeit wissenschaftlichen Wissens kommt. Er verweist eindring-

lich auf berufspraktische Probleme in der Umsetzung von wissenschaftlich ausgearbeiteten, technologisch klaren Problemlösestrategien, bei der „der Experte losrennt, wo seine KlientInnen noch lange nicht mitmachen“, weil z.B. auf das nötige Aushandeln eines Arbeitsbündnisses, welches er als wesentlichen Teil der Arbeit versteht, nicht eingegangen worden ist.

Es sind also noch einige Fragen zu klären.

In der Bundestagung wollten wir damit beginnen, ohne den Anspruch zu haben, alle Fragen ausreichend klar beantworten zu können.

Wissenschaft und Tagungsvorbereitung

Wissenschaftliches Arbeiten beginnt damit, eine Grobgliederung vorzunehmen, Texte, Quellen zu sammeln, die sich zur Thematik als hilfreich erweisen, die Antworten auf einzelne Fragestellungen geben können. Im zweiten Schritt wird das Material überschaut, werden Texte verglichen, Unstimmigkeiten aufgedeckt und eine eigene Meinung gebildet. Dann erst beginnt die/der ForscherIn zu schreiben. (wikipedia 2011)

In diesem Sinne wissenschaftlich hatten wir auch die Planung der Bundestagung begonnen.

Gedanken über die Grobgliederung der Tagung standen an erster Stelle: Wollen wir Vorträge, Seminare, soll die Tagung zwei Tage dauern, oder doch drei? Inhaltlich waren unsere ersten Überlegungen, einen Bogen zu spannen von der geschichtlichen Entwicklung hin zu Zukunftsperspektiven.

Die Praxis der Tagung

Bei der Geschichte kam nur ein Referent in Frage und seine Antwort „Könnte ich dir einen Wunsch abschlagen“ sprach Bände. Karl Dvorak, seines Zeichens – einziges – Ehrenmitglied des NÖ Berufsverbandes, hat einen durchaus kritischen Kommentar an den Anfang der Tagung gesetzt – im letzten SIO wurde sein Beitrag bereits vorbereitend für die Tagung veröffentlicht. Als Wegbegleiter, den Weg eine Zeit lang Bestimmender,

hat er über 100 Jahre Ausbildung zur professionellen Sozialen Arbeit referiert. Seine Frage „Ende der Erfolgsgeschichte oder neuer Anlauf zur Professionalisierung?“ hat kritisch den bisherigen Verlauf betrachtet und uns für den Verlauf der Tagung genug „Stoff“ zum Nachdenken gebracht.

Fritz Rüdiger Volz führte uns dann in ein etwas romantisch anmutendes Gebiet des „Verhältnisses von Praxis und Wissenschaft“. Seine Frage, ob es sich dabei um eine Liebesheirat, eine Verunftehe oder eine offene Beziehung handelt, wurde von ihm tief sinnig ethisch beantwortet. Sein Referat können Sie in dieser SIO nachlesen.

Nach den beiden Vorträgen, die uns zum Zuhören, Nachdenken, Reflektieren animiert haben – und nach einem wohlschmeckenden Mittagessen im Restaurant – stand das Gespräch miteinander, der Austausch untereinander, im Vordergrund. Und dafür wurde eine besondere Methode ausgewählt: das Knowledge-Cafe. Angelehnt an die Methodik des Worldcafes stehen hier in einem Raum vier oder fünf Tische für Gesprächsrunden bereit. Anders als beim Worldcafe ist beim Knowledge-Cafe die TischmoderatorIn gleichzeitig auch ReferentIn, IdeenlieferantIn. Wir haben uns für fünf Handlungsfelder entschieden, wohl wissend, damit andere Handlungsfelder auszulassen. Eine Wahl, die man auch bei wissenschaftlichen Arbeiten immer wieder treffen muss, sich für etwas und damit gegen



etwas anderes zu entscheiden.

In den jeweiligen Handlungsfeldern waren je eine VertreterIn aus der Politik, aus der Forschung und Lehre, aus der Praxis, aus der Führungsebene einer Institution und Betroffene als Tischverantwortliche geplant. Bedauerlicherweise haben uns die PolitikerInnen etwas im Stich gelassen. Erkenntnisse und Themen wurden durch die Tischverantwortlichen eingebracht und die TagungsteilnehmerInnen zur Mitdiskussion angeregt. Nach etwa zwanzig Minuten wurde der jeweilige Tisch gewechselt, sodass andere Aspekte in die Diskussion miteinfließen konnten, die Gesprächsgruppen formierten sich neu und andere Ansätze konnten ausreichend diskutiert werden. Wenn wir uns wieder der Frage der Wissenschaftlichkeit auch hier bei diesem Punkt stellen, so gilt es unbedingt wahrzunehmen, dass jede TagungsteilnehmerIn ExpertIn in ihrem eigenen Handlungsfeld ist, mit ihrem Fachwissen bereit ist, sich auf eine Diskussion einzulassen, ihr Wissen zur Verfügung zu stellen. Davon haben das Knowledge-Cafe und damit auch jede und jeder, die/der daran teilnahm, enorm profitiert. Rückmeldungen der TeilnehmerInnen bestätigten uns, dass diese Methodik ihren Sinn erreicht hatte. Besonders hervorgehoben wurde die spannende Diskussion über die Bundeslandgrenzen hinaus, die neue Perspektiven ermöglicht hat.

Ein für Entspannung sorgendes Abendprogramm hat den ersten Tag abgerundet und Platz und Raum für ein gemü-

liches Miteinander gegeben. Meiner persönlichen Ansicht nach ist ein wesentlicher Aspekt von Tagungen – neben dem Lernen von neuen Inhalten – das Lernen in den Pausen, das Kennenlernen von neuen KollegInnen, und damit einhergehend eine Erweiterung des Wissens um BündnispartnerInnen genauso wie um neue soziale Einrichtungen. Diesem Aspekt wollten wir jedenfalls Rechnung tragen, und letztendlich war dies auch ausschlaggebend für die Überlegung, eine drei Tage dauernde Veranstaltung zu planen, um diesen Lern- und Vernetzungspausen genügend Raum und Zeit geben zu können.

Der zweite Tag begann mit der Anknüpfung an den ersten, Ergebnisse und Kommentare des Knowledge-Cafes – die auf den Tischtüchern aus Papier festgehalten wurden – wurden am „Marktplatz“ präsentiert und luden ein, sich wieder auf die unterschiedlichen Themenfelder einzustimmen. Somit stand den Symposiumsvorträgen nichts mehr im Wege. 15 ExpertInnen haben in jeweils zwanzigminütigen Vorträgen ihr Fachthema dargestellt und sich weitere zwanzig Minuten Zeit für Diskussion genommen.

Am Donnerstagnachmittag lud Manuela Brandstetter ein, einen Einblick in die Bedeutung von „Regionalen Hilferkulturen“ zu gewinnen. Ihr Fachwissen im Bereich der sozialraumorientierten Forschung beeindruckt immer wieder auch ihre StudentInnen an der Fachhochschule St. Pölten. Ihr Vortrag war

auch – nicht nur, aber eben auch – auf den weiteren Verlauf des Nachmittages ausgerichtet.

Parallel zur Generalversammlung des Berufsverbandes hat eine „Alternative Stadtführung durch den Sozialraum Amstetten“ stattgefunden. Ursula Stattler, Katrin Pollinger und ich haben seit Oktober 2010 eine Projektgruppe an der FH St. Pölten begleitet, die diesen Event geplant und vorbereiten hat. Drei Studierende haben ihre alternative Stadtführung durch Amstetten virtuell im Schloss Zeillern angeboten. Themenbereiche, die hier dargestellt wurden, waren: Migration in Amstetten, vor allem bezogen auf die Beratungsmöglichkeiten für Frauen mit Migrationshintergrund. Zweites Thema war die Situation pflegender Angehöriger und als dritter Schwerpunkt stand die Online-Beratung im Vordergrund.

Eine Stadtführung in Amstetten selbst wurde von weiteren drei Studierenden angeboten. Pünktlich stand das Reiseunternehmen Pils bereit, um die TeilnehmerInnen nach Amstetten zu bringen. In drei Gruppen wurden hier unterschiedliche Themen gezeigt: „Behinderten(un)gerechtes Amstetten“ zeigte mittels praktischem Erleben die Möglichkeiten von körperlich beeinträchtigten Menschen auf, am Freizeitangebot der Stadt Amstetten teilzunehmen. Das Erleben von Jugendlichen an ihren beliebten Plätzen und die Erreichbarkeit durch StreetworkerInnen sowie eine „versteckte Hilfekultur“ in einer Straße in Amstetten standen dabei im Mittelpunkt. Die TagungsteilnehmerInnen haben die Stadtführungen sehr positiv erlebt, neue Eindrücke konnten gewonnen werden und interessante Aspekte von Hilfekulturen in der Praxis betrachtet werden. Besonders die Leistung der Studierenden wurde hoch bewertet, die in der Zeit kurz vor der mündlichen Bachelorprüfung ihr Projekt perfekt beworben, präsentiert und kommentiert haben. Dafür an dieser Stelle auch noch einmal mein besonderes DANKESCHÖN an das Engagement und die Kreativität in der Umsetzung des Projektes.

Tag drei der Tagung war den zukunftsorientierten Themen gewidmet. Klinische Sozialarbeit als Fachdisziplin

wurde von Silke Birgitta Gahleitner dargestellt. Auch ihre Inhalte können in dieser SIO in einem eigenen Artikel nachgelesen werden. Sie ist anerkannte Expertin zum Themenbereich der Klinischen Sozialarbeit im deutschsprachigen Raum und seit Kurzem auch an der Donauuniversität Krems in der Forschung tätig.

Darja Zavirsek präsentierte Überlegungen, das Doktoratsstudium als Möglichkeit für Professionalisierung zu sehen. Ihr beherzter Vortrag in einer Mischung aus Deutsch und Englisch kann leider hier nicht nachgelesen werden. Jene die dabei waren, bitte ich, die Inhalte weiterzutragen und für die weitere Professionalisierung unseres Berufsstandes mittels Zugang zum Doktorat einzutreten.

Den Abschluss der Tagung gestaltete C. W. Müller. Sein Referatstitel war knapp gehalten: Nachdenken über Sozialarbeit. Bemerkungen am Rande einer Tagung. Prof. Müller war die gesamte Tagung anwesend, immer wieder sah man ihn sitzen, sich Notizen machend, aufmerksam zuhörend, Gespräche führend. Am Ende der Tagung gab er uns einen Rückblick, pointiert gab er einzelne Aussagen und entdeckte Zusammenhänge wieder. Ein Genuss, ihm zuzuhören und sich selbst in seinen Worten wiederzufinden.

Und nicht genug, wurden dann noch Fotos der Tagung von unseren fliegenden Reportern Helmut Berndl und Wolfgang Lehner zusammengestellt, kreativ in Szene gesetzt von Kurt Etenauer und untermalt mit Musik auf die Leinwand gebannt. Schöner kann eine Tagung nicht zu Ende gehen. Fröhliche Gesichter, ein Saal voll Gemurmel und Lachen, Lebendigkeit und Strahlen.

Ein Danke an Praxis und Wissenschaft

Wir danken allen, die zum Gelingen dieser Tagung beigetragen haben, allen Referentinnen und Referenten, allen Moderatorinnen und Moderatoren, allen Tischverantwortlichen und allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ich sage es immer wieder und ich kann es nicht oft genug sagen: Eine Tagung lebt

von jenen, die dabei sind, die mitgestalten, die teilnehmen, die Leben und Lust am Dabeisein mitbringen.

Für mich persönlich sind bei einer Tagung immer drei Aspekte wichtig: einerseits die Vermittlung von Wissen, wie sie zum Beispiel in Plenarvorträgen geschieht, andererseits die Möglichkeit, das eigene Wissen und Können einbringen zu können und in Diskussion zu treten. Der dritte und nicht unwesentliche Aspekt einer Tagung liegt meiner Ansicht nach in der Möglichkeit der Vernetzung und des persönlichen Kennenlernens. Wir haben unsere Tagung nach diesen drei Aspekten ausgerichtet. Sechs Plenarvorträge zur Wissensvermittlung standen auf dem Programm. Im Knowledge – Café gab es die Möglichkeit zur Diskussion. In den Symposiumvorträgen stellten Kolleginnen und Kollegen ihre Expertise zur Diskussion und in den Pausen und vor allem bei unseren Abendgestaltungen stand das persönliche Kennenlernen im Vordergrund.

Wenn es gelungen ist, dass Sie am Ende dieser Tagung sagen konnten, da war was für mich dabei, da hab ich etwas gelernt, etwas Neues erfahren, ich konnte profitieren, ich habe Kolleginnen und Kollegen kennengelernt und ich konnte mein eigenes Wissen und meine Erfahrung einbringen, dann war unsere Vorbereitungsarbeit erfolgreich und die Mühe hat sich gelohnt.

In diesem Sinne freuen wir uns schon auf ein Wiedersehen in Linz 2014 bei der nächsten Bundestagung zum Thema „Wille - Werte - Widerstand“.

DSA Mag. (FH) Sonja Kirchweiger; Geb. 1965, Diplomsozialarbeiterin, Vorsitzende des NÖ Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen seit 1995, Masterstudiengang Soziale Arbeit FH St. Pölten, Lektorin an der Fachhochschule St. Pölten.



Klinische Sozialarbeit als Fachsozialarbeit -

Professionstheoretische Annäherungen und Perspektiven für die Praxis

Text: Prof. Dr. phil. Silke Birgitta Gahleitner

Die gesellschaftlichen Entwicklungen gehen mit immer komplexeren Problemstellungen einher. Soziale Benachteiligung, neue Formen der Armut und Risikokulturen haben die Folgen von Weltkrieg, Armut und materiellem Elend abgelöst und stellen neue Anforderungen an die psychosoziale Versorgung. Die mit soziokultureller und ökonomischer Benachteiligung einhergehenden Belastungen, schwache Bewältigungsressourcen und reduzierte gesundheitliche Versorgung erhöhen das Krankheitsrisiko insbesondere für sozial deklassierte Bevölkerungsgruppen. Gesundheitliche und soziale Ungleichheit verstärken sich wechselseitig (Franzkowiak et al. 2011, S. 110; vgl. auch Homfeldt & Sting 2006). Es gibt inzwischen ausreichend Belege dafür, dass psychosoziale Faktoren das weitestwichtige Bindeglied zwischen materieller Benachteiligung und psychischer wie körperlicher Gesundheit sind (Mielck 2005; Wilkinson & Pickett 2010; WHO 2001).

Eine der Antworten auf diese Entwicklungen von fachlicher Seite ist die Herausbildung spezialisierter Fachrichtungen innerhalb der Sozialen Arbeit. Am Beispiel der Klinischen Sozialarbeit lässt sich das modellhaft zeigen. „In der jüngeren Professionsdebatte betrachten manche die Klinische Sozialarbeit als Provokation, andere als Glücksfall. Tatsächlich kann beides zusammengedacht werden: Modernisierung *und* Provokation“ (Mühlum & Gahleitner 2010, S. 95). Die heftigen Debatten lassen jedoch erahnen, wie sehr die Identität der Sozialen Arbeit dadurch erschüttert wird, obwohl die gesundheitsbezogene Ausrichtung der Sozialen Arbeit über eine lange Tradition verfügt.

Im Artikel wird – jeweils kurz – ausgeführt, wie selbstverständlich klinisch ausgerichtete Soziale Arbeit in der Praxis vor Ort vertreten, wie stark sie traditionell verwurzelt ist, wie es zum Verlust dieser Wurzeln kam und wie Klinische Sozialarbeit sich als Fachsozialarbeit aktuell wieder herausgebildet hat. Abschließend wird kurz beleuchtet, inwiefern diese und weitere Entwicklungen in der Sozialen Arbeit als Chance zur Weiterentwicklung der Profession und Disziplin verstanden werden können.

Im Einsatz: Fachkräfte Sozialer Arbeit in ihrer Selbst- und Fremdwahrnehmung

Betrachtet man das Gesamtvolumen der anfallenden Arbeit im Bereich der Versorgung z. B. traumatisierter Menschen, wird personell der größte Anteil durch psychosoziale Fachkräfte mit sozialarbeiterischem und (heil-)pädagogischem Hintergrund bestritten. Der Traumbereich ist ein besonders gutes und anschauliches Beispiel für „psychosoziale Vermittlungsarbeit“, ihre Schnittstellen und interdisziplinären Herausforderungen: Die Erkenntnisse, die wir daraus ziehen können, lassen sich jedoch auf eine Reihe weiterer klinisch relevanter Versorgungsbereiche übertragen. Die zugehende und aufsuchende Arbeitsqualität, die Beziehungsorientierung und zugleich Lebensweltorientierung, die Selbstverständlichkeit von Selbstreflexion und die partizipativ orientierte Grundhaltung und ihre daraus resultierenden Möglichkeiten, im Multiproblembereich tätig zu werden, qualifizieren die Soziale Arbeit in besonderer Weise zur Versorgung psychosozial schwer belasteter Menschen.

Diese Tatsache drückt sich allerdings häufig nicht in einem entsprechenden Selbst- und Fremdverständnis dieser Berufsgruppe aus. Fachkräften der Sozialen Arbeit fällt es nicht selten schwer, den komplexen Arbeitsalltag und das dort erworbene Erfahrungswissen systematisch an Konzepte und Theoriebestände zurückzubinden und damit selbstbewusst auf die eigene Berufsidentität zurückzugreifen (vgl. dazu die Interviewstudie von Schulze et al. 2012). In Bezug auf konkrete Schritte der Diagnostik und Intervention wird dabei häufig an andere Professionen wie z. B. die Psychiatrie und Psychotherapie etc. verwiesen (Gahleitner & Schulze 2009). Interessant in diesem Kontext ist jedoch: Befragt man die AdressatInnen selbst, z. B. Jugendliche in therapeutischen Wohngruppen, fällt das Urteil über die „restlichen 23 Stunden“ Sozialarbeit neben dem Angebot der Psychotherapie (einmal in der Woche eine Stunde) ganz anders aus. Dieser Sachverhalt soll kurz ausführlicher geschildert werden, da er sich in seiner Charakteristik auf viele andere psychosoziale Arbeitsbereiche übertragen lässt.

Befragt man BewohnerInnen retrospektiv zu Wirkfaktoren in solchen und ähnlichen Einrichtungen¹ (vgl. hier und im Folgenden Arbeitskreis der therapeutischen Jugendwohngruppen 2009) – nennen sie ein eng geknüpftes Netz aus Bindungsbezügen, das durch einen angemessenen Sozialisationsrahmen und fundiertes Fachwissen hindurch gewebt wird. Der gemeinsame Alltag mit der Gruppe oder mit Peerbeziehungen entfaltet – nach Aussage der Interviewten – seine Wirkung auf dem Boden dieses gesamten, aufeinander abgestimmten



Schutzraumes und Betreuungsnetzwerkes. Auch (psycho-)therapeutische Angebote entwickeln sich in der Regel fruchtbar auf dem Boden dieses Beziehungsgefüges, seltener als Alternativenangebot dazu.

Ein solches, aufeinander abgestimmtes Vorgehen erfordert nach Meinung der jungen Erwachsenen und der ebenfalls befragten ExpertInnen disziplinäre sowie methodische Vielfalt, verknüpft mit Systemkompetenz im Angebot der Einrichtung. Gelingt hier ein konstruktives Zusammenwirken des Gesamtsystems, können sich offenbar auch Selbstheilungskräfte und Ressourcen der Jugendlichen wieder besser entfalten. „So haben wir unser Angebot auch extra ge-

strickt“, beschreibt eine Betreuerin die Netzwerkarbeit einer Einrichtung. Die Beziehungsdyade im Betreuungsgeschehen bildet dabei eine wichtige Brücke, die jedoch ins Gesamtsystem einfließen muss.

Nur wenn ein positives Zusammenwirken des Gesamtkontextes gelingt, gelingt die Maßnahme. Dann, so die Interviewten, spielen Alltagserfahrungen und atmosphärisch positiv gestaltete Freizeitmomente die größte sozialisatorische Rolle in der Arbeit – sozusagen durch das bereits betonte Netz von Beziehungs- und Dialogangeboten hindurch – als bedeutsame „emotional wie kognitiv korrektive Netzwerkerfahrungen“. „Das, was mir geholfen hat,“



beschreibt eine Bewohnerin, „ist, glaube ich, so ein Netz aus Klinik, WG und Schule gewesen ... also die drei Faktoren mussten zusammenwirken ... sind halt viele kleine Sachen, die sich so verknüpfen ... so war das dann alles so ein bisschen verbunden, Therapie, WG und Schule.“

Versorgungslücke mit Tradition

Interessant an dem soeben geschilderten Sachverhalt ist, dass die Psychotherapieforschung seit Jahrzehnten qualifizierte Beziehungsarbeit als maßgeblichen Wirkfaktor betrachtet (z. B. Grawe 1998; Orlinsky et al. 1971; vgl. aktuell zusammenfassend für Kinder und Jugendliche Fröhlich-Gildhoff 2011). Der gravierende Unterschied zum einzeltherapeutischen Setting ist jedoch, dass in der vorliegenden und in vielen weiteren Untersuchungen im Bereich der Sozialen Arbeit das positive Zusammenwirken innerhalb eines tragfähigen Beziehungs- und Betreuungsnetzwerkes die entscheidende Rolle spielt, nicht etwa eine Beziehungsdyade allein.

Die aktuellen Sozial- und Versorgungssysteme beruhen jedoch stark auf medizinischen und psychologischen Forschungsergebnissen und sind an vielen Stellen nicht auf diese Multidimensionalität des Interventionsbedarfs eingestellt. KlientInnen, die aus schwierigen Verhältnissen kommen und multiproblembelastet sind, fallen daher häufig „durch den Rost“ und/oder erleiden eine Reihe von Hilfeabbrüchen. In der Sozialen Arbeit spricht man von „hard to reach“-Klientel (vgl. umfassend dazu Labonté-Roset et al. 2010), von KlientInnen, die von Hilfsangeboten nicht oder nur schwer profitieren können. Dieses Phänomen hat viel mit nicht passfähigen Hilfsangeboten zu tun (Brackertz 2007). So bestehen z. B. nachweislich massive Versorgungslücken für Kinder und Jugendliche mit „besonderem Versorgungsbedarf“ (Gahleitner & Homfeldt 2012).

Das Phänomen ist keineswegs neu. Knüpft man an historische Schriften wie beispielsweise Salomon (1926/2002) oder Richmond (1917, 1922) an, begann die Geschichte der Sozialen Arbeit mit einem beachtlichen Engagement für

den Gesundheitssektor und einem hohen Anspruch an fachliche Standards in diesem Bereich. Schon früh lassen sich z. B. eine Reihe von Forschungsbemühungen identifizieren, die den Armuts- und Gesundheitszustand von Unterschichtfamilien zum Gegenstand hatten (Miethe & Schneider 2010), so z. B. auch Salomons und Wronskeys (1926) Untersuchungen zu Unterschichtfamilien in ländlichen und städtischen Kontexten (vgl. für einen Überblick zur Geschichte der Sozialen Arbeit im Bereich der Psychiatrie Dörr 2005).

Hier wie damals bemaß sich die Expertise für klinisch-soziale Interventionen an der Indikation, Vorgehensweise und Intensität der psychosozialen Einflussnahme sowie am Nutzen für die behandelten Personen in ihrer Lebenswelt (Pauls & Mühlum 2005). Warum jedoch sind diese Traditionslinien so stark in Vergessenheit geraten, sodass erst heute wieder daran angeknüpft werden kann? Dafür gibt es eine Reihe von Gründen, der entscheidende Bruch im Gefüge der Sozialen Arbeit in Deutschland jedoch liegt im Nationalsozialismus begründet, als zahlreiche SozialfürsorgerInnen sich von alten Ideen abwandten und sich nahtlos in die Vernichtungskampagnen einfügten (vgl. auch Otto & Sünker 1989).

Das in Deutschland bis weit in die 1970er-Jahre anhaltende Vakuum wurde durch medizinische und psychologische „wissenschaftliche Wirkungsforschung“ gefüllt, die an die Stelle originär sozialarbeiterisch ausgerichteter Studien traten und die Forschungslandschaft lange dominierten (Maier 1999). Die psychologischen und medizinischen Methoden eigne(te)n sich jedoch häufig wenig für die sozialarbeiterische Praxis (Müller 1995). In den letzten Jahrzehnten kann man allerdings wieder einen erheblichen Aufschwung der Sozialen Arbeit verzeichnen (vgl. zur Übersicht u. a. die Herausgeberbände Gahleitner et al. 2010; Mühlum 2004), auch und besonders einen Aufschwung von Forschungsbemühungen (Miethe & Schneider 2010).

Inzwischen gibt es eine beachtliche Anzahl klinisch ausgerichteter Forschungsprojekte mit breit gestreuten Schwer-



punkten – von der Praxisforschung über Evaluation bis hin zu Grundlagenforschung und Professionsforschung. In der fachspezifischen Zeitschrift „Klinische Sozialarbeit – Zeitschrift für psychosoziale Forschung und Praxis“ wurden in den vergangenen fünf Jahren thematisch breit gefächerte Forschungsprojekte vorgestellt. In einschlägigen Sammelbänden und Monografien klinisch ausgerichteter Sozialer Arbeit wird eine Reihe empirischer Projekte präsentiert (u. a. Fröhlich-Gildhoff 2006; Gahleitner & Hahn 2009; Geißler-Piltz & Gerull 2009; Schaub 2008).

Klinische Sozialarbeit muss sich hier nicht nur anwendungsbezogen, sondern auch interdisziplinär – im Konzert mit

den Gesundheitswissenschaften – stets aktuell orientieren (vgl. zur Debatte über evidenzbasierte Forschung, die an dieser Stelle den Rahmen sprengen würde, Eppler et al. 2011; zusammenfassend Gahleitner 2012). Zusammenfassend kann jedoch festgestellt werden, dass innerhalb des Feldes Klinischer Sozialarbeit bereits eine substanzielle Basis von Forschung, Fachliteratur und bewährten Praxismodellen vorliegt, an die fruchtbar angeknüpft werden kann, um weitere Verstehens- und Handlungskonzepte „theoretisch“ zu generieren, zu evaluieren und weiterzuentwickeln.





Grundlinien Klinischer Sozialarbeit

Mit Blick auf Praxis und Forschung wird deutlich: Die Notwendigkeit, auf die schnell wechselnden sozialen und kulturellen Bedingungen flexibel und dennoch hinreichend gesund zu reagieren, ist für Menschen, die durch physische wie psychische Krankheit oder weitere Benachteiligungen beeinträchtigt sind, kaum einzulösen. Es bedarf daher einer Entwicklung adäquater Reaktions- und Interventionsformen, um sozial deklassierten Menschen in den aktuellen Lebenskontexten angemessen Unterstützung bieten zu können (Gahleitner & Pauls 2010). Anknüpfend an die genannten historischen Traditionen hat sich in den letzten 15 Jahren aus diesem Bedarf die Klinische Sozialarbeit wieder neu herausgebildet und entwickelt (Mühlum 2001a).

Klinische Sozialarbeit versteht sich (vgl. hier und im Folgenden Gahleitner 2012) als beratende, behandelnde und begleitende Soziale Arbeit, bemüht sich um konstruktive Veränderungsimpulse für den Einzelnen im Kontext seiner Umfeld- und Lebensbedingungen und widmet sich dabei insbesondere der Unterstützung „schwer erreichbarer“ Klientel in Multiproblemsituationen (Pauls 2004/2011). Klinische Sozialarbeit versteht Gesundheit, Krankheit und Beeinträchtigung im Wesentlichen biografisch und damit auch als in sozio-kulturellen Milieus verankert und entwirft auf dieser Basis dialogische Hilfformen sowie geeignete Setting-Projekte

zum Abbau sozial bedingter Ungleichheit (Pauls & Mühlum 2005). Klinische Sozialarbeit setzt dabei im Kontrast zur Klinischen Psychologie und Medizin am Unterstützungspotenzial durch Kompensation defizitärer sozialstruktureller Situationsfaktoren im Alltag an, ohne jedoch die individuelle oder klinische Perspektive aus den Augen zu verlieren. Dieser unverzichtbare ‚doppelte Fokus‘ kommt im genuin sozialarbeiterischen Konzept Person-in-der-Situation (Person-in-Environment) sowie den Termini psycho-sozial und klinisch-sozial zum Ausdruck.

Fachkräfte Sozialer Arbeit sind folglich nicht nur gefordert, über klinische Kenntnisse und Grundkonzepte zu verfügen, sondern zusätzlich, diese auf der Basis ihres Professionsverständnisses für ihre Berufspraxis kritisch zu reflektieren (Pauls & Gahleitner 2011). Klinische Sozialarbeit lässt sich daher weder über Arbeitsfelder noch über Zielgruppen und auch nicht über Verfahren allein definieren (Mühlum 2005). Sie ist vielmehr eingebettet in das komplexe System Sozialer Arbeit, in dem der dialogische Umgang mit KlientInnen, Beratungs- und Behandlungskompetenz sowie Interventionsmodus *zusammen* jene klinische Fachlichkeit ausmachen, die sich als Fachsozialarbeit etabliert hat (ebd.).

Ihre psychosoziale Akzentuierung „schafft Verbindungen zwischen einer personenzentrierten ‚direct practice‘ und originärer ‚Sozialberatung‘ im Hinblick auf die Lebensbewältigung und Inte-

gration von Individuen und Gruppen in besonders prekären Lebenslagen“ (Mühlum 2005, S. 14). Dabei geht es darum, „eine eigene Form des klinischen Denkens und Handelns zu generieren“ (Schaub 2008, S. 21) – mit dem vorrangigen Ziel, Störungen zu diagnostizieren, Ressourcen zu fördern und methodensicher bearbeiten zu können (Pantuček & Röh 2009).

Die Konzepte der Klinischen Sozialarbeit knüpfen dabei jedoch an zahlreiche bereits vorliegende Erfahrungen sozialer Beratung und Behandlung an. International betrachtet wurde insbesondere in den USA früh erkannt, dass die Fokussierung auf rein intrapersonelle Aspekte in Diagnose und Therapie zu kurz greift und dass soziale Netzwerkarbeit, die Aktivierung gesellschaftlicher Ressourcen etc. für Bewältigungsprozesse benachteiligter Menschen hilfreich sind (Turner 1975; Dorfman 1996). 1978 wurde die „Clinical Social Work“ als eigene spezialisierte Profession anerkannt und stellt heute die größte Gruppe der „Social Worker“ in den USA dar (vgl. zusammenfassend Pauls 2011; S. 13 ff.; vgl. auch Homfeldt & Gahleitner i. V.).

Professionspolitische Aspekte und Folgerungen

Klinische Sozialarbeit ist jedoch zunächst und vor allem Sozialarbeit – und damit Teil der Sozialen Arbeit. Das klingt trivial, ist aber bedeutsam, denn es geht nicht darum, sich vom Professionalisierungsprozess (und Diskurs) der Sozialen Arbeit abzukoppeln, sondern darauf aufbauend die eigene Fachlichkeit zu reflektieren und voranzubringen (BdW 1998; Mühlum 2001b; vgl. hier und im Folgenden auch Mühlum & Gahleitner 2010). Klinische SozialarbeiterInnen handeln daher – wie alle SozialarbeiterInnen – stets vermittelt durch die eigene Person. Das bedeutet, die Realisierung der Professionalität ist „gebunden an das Medium der Interaktion und Kommunikation“ (Gildemeister 1983, S. IX).

Dieser Aspekt ist besonders maßgeblich für die Klinische Sozialarbeit, ist doch der Konflikt zwischen Theorie-Orientierung und Fall-Orientierung

im psychosozialen Feld eine besonders sensible Angelegenheit. Zudem fordert eine qualifizierte Zusammenarbeit wie auch Abgrenzung zu Medizin und Psychologie eine kompetente Verknüpfung von Wissenschaft und Handlungspraxis als Ausdruck einer explizit sozialarbeiterischen Berufsidentität. Zur kompetenten Einsicht in Fallzusammenhänge ist durch Forschung gewonnenes theoretisches Wissen unerlässlich, wobei ein Übermaß an Schematisierung individueller, biografisch bedingter Problemlagen auch gefährlich sein kann.

Die Vermittlung von Wissenschaft und gelebter Praxis findet dabei in der jeweiligen Person statt (Schütze 1996). Die dabei entstehenden Paradoxien erfordern einen sorgfältigen Umgang und eine reflexive Interaktionsgestaltung (Schütze 2000). Hier liegen wichtige Aufgaben für die Aus- und Weiterbildung. Die berufliche Identität als „selbstreflexive“ Aneignung der Berufsrolle zu fassen, ermöglicht laut Gildemeister, „sich als Handelnder in diesem Spannungsfeld von Widersprüchen und Paradoxien als ‚sein eigenes Werkzeug‘ zu erfahren, sich als solches ‚einzusetzen‘“ (Gildemeister 1983, S. XI).

Professionalität wird daher – mit Dewe (2006, S. 31 f.) – verstanden als Selbstreflexivität im Sinne der Steigerung des „knowing that“ (deklaratives Wissen) zum jederzeit verfügbaren Wissen über das, was man tut („knowing how“ bzw. prozedurales Wissen; ebd., S. 32). Eine solcherart reflexionstheoretisch-empirisch gewendete Professionstheorie muss sich verstärkt auf Wissen und Kompetenzen richten, die sich direkt auf die Herausforderungen und Lösungsansätze in konkreten Handlungsfeldern beziehen. In der Praxis hat dies längst begonnen und wird u. a. in den empirischen Studien von Maja Heiner (2004) und im Diskurs um „Fachsozialarbeit“ thematisiert (DGS 2001).

Da aber auf diesem Weg Spezialisierungsbemühungen unvermeidlich in Konflikt mit dem Ganzheitsanspruch geraten, löste die Forderung nach Klinischer Sozialarbeit (erste Anstöße von Wendt 1995) zunächst eine heftige Grundsatzdebatte aus (Mühlum 2002; Dörr 2002). Erste Dokumente der

durchaus hitzigen Debatten finden sich im „Prolog“ (Feinbier 1997) und dem ersten Themenheft Klinische Sozialarbeit (BdW 1998). Inzwischen zeigt sich jedoch, dass fachliche Vertiefung die spezifische Handlungskompetenz erhöht und zu Forschung und Entwicklung im jeweiligen Feld befähigt. Spezialisierung muss dabei weder zur Entwertung der grundständigen Sozialarbeit noch zur Hierarchisierung des Berufs führen, sondern öffnet vielmehr neue Chancen, „auf gleicher Augenhöhe“ mit anderen Professionen zu kooperieren (Mühlum 2002).

Die Produktion von Professionswissen und ihre empirisch-analytische Bearbeitung werden zur Aufgabe der neu entstandenen und weiter zu entwickelnden Masterstudiengänge und einschlägiger Dissertationen - der Zuwachs an Promotionsmöglichkeiten ist auch deshalb von großer Bedeutung. Insbesondere aber liegen Spezialisierung und fachliche Vertiefung im Interesse der sozialen Praxis (Mühlum & Gahleitner, 2008). Die Expertise für klinisch-soziale Intervention bemisst sich dabei an Indikation, Vorgehensweise und Intensität der psychosozialen Einflussnahme sowie am Nutzen für die behandelten Personen in ihrem sozialen Umfeld – wie im obigen Beispiel der Therapeutischen Wohngruppen deutlich wurde.

Zuweilen mag die Grenze zur allgemeinen Sozialarbeit dabei fließend sein, das Verhältnis zwischen beiden klärt sich aber mit einschlägigen Forschungsarbeiten, Masterabschlüssen und im Diskurs der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Lehrenden und Forschenden, die sich auf Tagungen und in Fachverbänden zusammenfinden (Klein 2005; Pauls & Mühlum 2005). In zweiter Instanz müssen viele der dort entwickelten Anregungen und Forderungen in die Hochschulpolitik, Berufspolitik, Sozial- und Trägerpolitik und Forschungsförderungspolitik einfließen und dort Wirkung entfalten.

Gelänge dies, könnte sich Soziale Arbeit mit dieser Perspektive als selbstbewusste Disziplin des Sozial- und Gesundheitswesens positionieren, die den pathologisierenden Tendenzen des biomedizinischen Krankheitsverständnisses eigene

Arge Bildungsmanagement Wien

POSTGRADUALE MASTER- ABSCHLÜSSE M.A. & MSc

Start: Okt. / Nov. 2012

UNIVERSITÄTSLEHRGÄNGE

- **Mediation & Konfliktregelung**
Dauer: 3/4 Semester
- **Coaching, Organisations- & Personalentwicklung**
Dauer: 3/4 Semester
- **Supervision, Coaching & Organisationsentwicklung**
Dauer: 5/6 Semester
- **Psychosoziale Beratung / Lebens- & Sozialberatung**
Dauer: 5/6 Semester
- **Projektmanagement**
Dauer: 3/4 Semester
- **Leadership & Soziales Management**
Dauer: 3/4 Semester
- **Eventmanagement & Eventmarketing**
Dauer: 2,5/4 Semester

DIPLOMLEHRGÄNGE

- **Psychotherapeutisches Propädeutikum**
Dauer: 4 Semester
- NEU** → **Psychotraumatologie & Resilienz**
Dauer: 3 Semester
- NEU** → **Ethnotherapie - Transkulturelle Beratung / Transkulturelle Psychotherapie**
Dauer: 3 Semester

WEITERBILDUNGSLEHRGÄNGE

- **Konflikt- & Mobbingberatung**
Dauer: 1 Semester
- **[Digitale.Beratung]: online beraten** Dauer: 1 Semester

Fordern Sie die ausführlichen Curricula an:

Arge Bildungsmanagement Wien
Telefon: +43-1/263 23 12-0 • Fax: -20
Email: office@bildungsmanagement.at
www.bildungsmanagement.ac.at



in Kooperation mit der
SFU PrivatUniversität



Entwürfe entgegensetzt, zugleich jedoch eine qualifizierte Zusammenarbeit mit angrenzenden Disziplinen ermöglicht – im Sinne selbstbewusster psychosozialer und transdisziplinärer Kompetenz als Kennzeichen einer „originären sozialarbeiterischen Berufsidentität“ (Mühlum & Gahleitner 2008, S. 49). Um es mit Albert Mühlum, einem der Wegbereiter der Klinischen Sozialarbeit auszudrücken:

„Nicht nur in Behandlungskontexten, sondern auch in der alltäglichen Lebenswelt können Klienten unter so schwerwiegenden Störungen, Belastungen und Krisen leiden, dass Einwirkungen notwendig sind, die wegen ihrer *personalen Intensität* »klinisch« genannt werden können. Dazu bedarf es einer spezialisierten Ausbildung“, (Mühlum 2005, S. 13)

Literatur

Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin (Hrsg.). (2009). *Abchlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin*. KATA-TWG. Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung. Online verfügbar: http://www.forschungsstationaere-jugendhilfe.de/downloads/kata-twg_bericht.pdf [01.05.2012].

Blätter der Wohlfahrtspflege (BdW) (1998). Themenschwerpunkt Jahrgang 145: Heft 9+10: Klinische Sozialarbeit.

Brackertz, N. (2007). Who is hard to reach and why? *ISR Working Paper*, January 2007. Online available: <http://www.sisr.net/publications/0701brackertz.pdf> [23.05.2011].

Dewe, B. (2006). Professionsverständnis – eine berufssoziologische Betrachtung. In J. Pundt (Hrsg.), *Professionalisierung im Gesundheitswesen. Positionen – Potenziale – Perspektiven* (S. 23-35). Bern: Huber.

Deutsche Gesellschaft für Sozialarbeit (DGS). (2001). Plädoyer für klinische Sozialarbeit als Fachgebiet der Sozialen Arbeit. *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, 52(8), 315-317.

Dorfman, R. A. (1996). *Clinical social work. Definition, practice and vision*. New York: Brunner/Mazel.

Dörr, M. (Hrsg.). (2002). *Klinische Sozialarbeit – eine notwendige Kontroverse*. Hoheneggen: Schneider.

Dörr, M. (2005). *Soziale Arbeit in der Psychiatrie*. München: Reinhardt.

Eppler, N., Miethe, I. & Schneider, A. (2011). *Qualitative und quantitative Wirkungsforschung*. Opladen: Budrich.

Feinbier, R. J. (1997). *Klinische Sozialarbeit. Ein Prolog*. Sankt Augustin: Asgard-Verlag Hippe.

Franzkowiak, P., Homfeldt, H. G. & Mühlum, A. (2011). *Lehrbuch Gesundheit*. Weinheim: Juventa. (Reihe: Gesundheitswissen).

Fröhlich-Gildhoff, K. (2006). Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden in der Sozialarbeitsforschung. In K. Fröhlich-Gildhoff, E. M. Engel, M. Rönnau & G. Kraus (Hrsg.), *Forschung zur Praxis in den ambulanten Hilfen zur Erziehung* (S. 15-30). Freiburg: FEL.

Fröhlich-Gildhoff, K. (2011). Einführende Überlegungen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden verschiedener Perspektiven in der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. In S. B. Gahleitner, K. Fröhlich-Gildhoff, M. Schwarz & F. Wetzorke (Hrsg.), *Ich sehe was, was du nicht siehst... Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Perspektiven in der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie* (S. 25-38). Stuttgart: Kohlhammer. (Reihe: Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit).

Gahleitner, S. B. & Hahn, G. (Hrsg.). (2009). *Klinische Sozialarbeit. Forschung aus der Praxis – Forschung für die Praxis*. Bonn: Psychiatrie-Verlag. (Reihe: Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung, Band 2).

Gahleitner, S. B. & Homfeldt, H. G. (Hrsg.). (2012). *Kinder und Jugendliche mit speziellem Versorgungsbedarf. Beispiele und Lösungswege für Kooperation der sozialen Dienste*. Weinheim: Beltz Juventa. (Reihe: Studien und Praxishilfen zum Kinderschutz).

Gahleitner, S. B. & Pauls, H. (2010). Soziale Arbeit und Psychotherapie. Zum Verhältnis sozialer und psychotherapeutischer Unterstützungen und Hilfen. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (3. überarb. Aufl. ed., S. 367-374). Wiesbaden: VS.

Gahleitner, S. B. & Schulze, H. (2009). Psychosoziale Traumalogie – eine Herausforderung für die Soziale Arbeit. *Klinische Sozialarbeit*, 5(2), 4-7.

Gahleitner, S. B. (2012). Klinische Sozialarbeit. In S. Schlüter-Müller, M. Schmid, K. Rensch & M. Tetzer (Hrsg.), *Handbuch Psychiatriebezogene Sozialpädagogik* (S. 90-109). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Gahleitner, S. B., Effinger, H., Kraus, B.,

Miethe, I., Stövesand, S. & Sagebiel, J. (Hrsg.). (2010). *Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven*. Opladen: Budrich. (Reihe: Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Band 1).

Geißler-Piltz, B. & Gerull, S. (Hrsg.). (2009). *Soziale Arbeit im Gesundheitsbereich. Wissen, Expertise und Identität in multiprofessionellen Settings*. Opladen: Budrich.

Gildemeister, R. (1983). *Als Helfer überleben. Beruf und Identität in der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik*. Neuwied: Luchterhand.

Grawe, K. (1998). *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe.

Heiner, M. (Hrsg.). (2004). *Diagnostik und Diagnosen in der Sozialen Arbeit*. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge Berlin.

Homfeldt, H. G. & Gahleitner, S. B. (i. V.). Gesundheitsförderung und psychosoziale Traumaarbeit. In C. Bähr, H. G. Homfeldt, C. Schröder, W. Schröder & C. Schweppe (Hrsg.), *Weltatlas Soziale Arbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.

Homfeldt, H. G. & String, S. (2006). *Soziale Arbeit und Gesundheit. Eine Einführung*. München: Reinhardt.

Klein, U. (Hrsg.). (2005). Klinische Sozialarbeit – die Kunst psychosozialen Helfens. Themenheft der Zeitschrift *psychosozial*, Nr. 101: 28. Jg., Heft 3.

Labonté-Roset, C., Hoefert, H.-W. & Cornel, H. (Hrsg.). (2010). *Hard to reach. Schwer erreichbare Klienten in der Sozialen Arbeit*. Uckerland: Schibri.

Maier, K. (Hrsg.). (1999). *Forschung an Fachhochschulen für Soziale Arbeit. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Freiburg: Kontaktstelle für Praxisorientierte Forschung. (Reihe: Forschungs- und Projektbericht, Band 12).

Mielck, A. (2005). *Soziale Ungleichheit und Gesundheit. Empirische Ergebnisse, Erklärungsansätze, Interventionsmöglichkeiten*. Bern: Huber.

Miethe, I. & Schneider, A. (2010). Sozialarbeitsforschung-Forschung in der Sozialen Arbeit. Traditionslinien-Kontroversen-Gegenstände. In S. B. Gahleitner, H. Effinger, B. Kraus, I. Miethe, S. Stövesand & J. Sagebiel (Hrsg.), *Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven* (S. 51-64). Opladen: Budrich. (Reihe: Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Band 1).

Mühlum, A. & Gahleitner, S. B. (2008). Klinische Sozialarbeit als Fachsozialarbeit – Professionstheoretische Annäherung und

professionspolitische Folgerungen. In S. B. Gahleitner & G. Hahn (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit. Zielgruppen und Arbeitsfelder* (S. 44-59). Bonn: Psychiatrie-Verlag. (Reihe: Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung, Band 1).

Mühlum, A. & Gahleitner, S. B. (2010). Klinische Sozialarbeit – Fachsozialarbeit: Provokation oder Modernisierungsprojekt der Sozialen Arbeit? In S. B. Gahleitner, H. Effinger, B. Kraus, I. Miethe, S. Stövesand & J. Sagebiel (Hrsg.), *Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven* (S. 95-113). Opladen: Budrich. (Reihe: Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Band 1).

Mühlum, A. (2001a). Klinische Sozialarbeit – Modebegriff oder Modernisierungsprojekt? *Soziale Arbeit*, 50(5), 162-169.

Mühlum, A. (2001b). Wie viel Spezialisierung braucht – und verträgt – die Soziale Arbeit? *Forum Sozial*, 7(2), 12-15.

Mühlum, A. (2002). Klinische Sozialarbeit – Stationen einer Kontroverse. In N. Gödecker-Geenen & H. Nau (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit. Eine Positionsbestimmung* (S. 18-56). Münster: LIT.

Mühlum, A. (Hrsg.). (2004). *Sozialarbeitswissenschaft – Wissenschaft der Sozialen Arbeit*. Freiburg: FEL.

Mühlum, A. (2005). Gestufte Fachlichkeit. Strukturwandel der Sozialen Arbeit im intraprofessionellen und gesellschaftlichen Kontext. *psychosozial*, 28(3), 9-15.

Mühlum, A. & Gahleitner, S. B. (2011). Schwerpunktbildung oder (Sub-)Spezialisierung? – Teil 1: Zur „doppelten Spezialisierungsdebatte“ Klinischer Sozialarbeit. In B. Kraus, H. Effinger, S. B. Gahleitner, I. Miethe & S. Stövesand (Hrsg.), *Soziale Arbeit zwischen Generalisierung und Spezialisierung* (S. 235-243). Opladen: Budrich. (Reihe: Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Band 4).

Müller, C. W. (1995). *Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit. Band 1* (4. erw. u. aktual. Aufl.). Weinheim: Juventa.

Orlinsky, D. E., Grawe, K. & Parks, B. K. (1971). Process and outcome in psychotherapy – noch einmal. In A. E. Bergin & S. L. Garfield (Hrsg.), *Handbook of psychotherapy and behavior change* (S. 270-376). New York: Wiley.

Otto, H.-U. & Sünker, H. (Hrsg.). (1989). *Soziale Arbeit und Faschismus*. Frankfurt: Suhrkamp.

Pantuček, P. & Röh, D. (Hrsg.). (2009). *Perspektiven Sozialer Diagnostik: über den Stand der Entwicklung von Verfahren und*

Standards. Wien: LIT. (Reihe: Soziale Arbeit, Band 5).

Pauls, H. (2011). *Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung* (2. überarb. Aufl.). Weinheim: Juventa. (Reihe: Grundlagentexte Soziale Berufe).

Pauls, H. & Gahleitner, S. B. (2011). Klinische Sozialarbeit. In Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. (Hrsg.), *Fachlexikon der sozialen Arbeit* (7. überarb. Aufl., S. 521-522). Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. .

Pauls, H. & Mühlum, A. (2005). Klinische Kompetenzen. Eine Ortsbestimmung der Sektion Klinische Sozialarbeit. *Klinische Sozialarbeit*, 1(1), 6-9.

Richmond, M. (1917). *Social diagnosis*. New York: Sage.

Richmond, M. (1922). *What is social casework?* New York: Sage.

Salomon, A. (2002). *Soziale Diagnose*. Berlin: Alice-Salomon-Fachhochschule. (Original erschienen 1926.).

Salomon, A. & Wronsky, S. (1926). *Soziale Therapie. Ausgewählte Akten aus der Fürsorge-Arbeit*. Berlin: Heymann.

Schaub, H.-A. (2008). *Klinische Sozialarbeit. Ausgewählte Theorien, Methoden und Arbeitsfelder in Praxis und Forschung*. Göttingen: V&R unipress.

Schulze, H., Loch, U. & Gahleitner, S. B. (Hrsg.). (2012). *Soziale Arbeit mit traumatisierten Menschen – Plädoyer für eine Psychosoziale Traumatalogie*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. (Reihe: Grundlagen Sozialer Arbeit, Band 28).

Schütze, F. (1996). Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien des professionellen Handelns. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns* (3. Aufl., S. 183-275). Frankfurt: Suhrkamp.

Schütze, F. (2000). Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriss. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1(1), 49-96.

Turner, F. J. (1975). Reflections on clinical practice: Enough of art, more of science. *Clinical Social Work Journal*, 3(2), 128-134.

Wendt, W. R. (1995). Die klinische Sozialarbeit braucht ein Profil. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 142(10), 256-257.

World Health Organization (WHO). (2001). *Weltgesundheitsbericht 2001: Psy-*

chische Gesundheit: neues Verständnis – neue Hoffnung. Genf: WHO. Online verfügbar: www.who.int/entity/whr/2001/en/whr01_en.pdf [16.11.2006].

Wilkinson, R. G. & Pickett, K. (2010). *Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind* (3. erw. Aufl.). Berlin: Tolkmitt bei Zweitausendeins. (Amer. Original erschienen 2009.).

¹ Das Angebot Therapeutischer Jugendwohngruppen richtet sich an Jugendliche und junge Erwachsene, die unter einer Reihe von Verhaltensauffälligkeiten oder psychiatrischen Symptomen leiden. Dazu gehören u. a. schwere Traumata, Bindungsstörungen, Persönlichkeitsstörungen, Essstörungen, Selbstverletzung, Sucht, soziale Störungen etc. Jugendliche mit diesen Problematiken haben nach § 27 in Verbindung mit den §§ 27 (3), 30, 34, 35, 35a und 41 KJHG einen gesetzlichen Anspruch auf eine interprofessionelle Hilfestellung.

Silke Birgitta Gahleitner studierte Soziale Arbeit und promovierte in Klinischer Psychologie. Sie arbeitete langjährig als Sozialarbeiterin und Psychotherapeutin in der sozialtherapeutischen Einrichtung für traumatisierte Mädchen TWG Myrrha sowie in eigener Praxis. Seit 2006 ist sie als Professorin für Klinische Psychologie und Sozialarbeit an der ASFH Berlin und seit 2012 als Univ.-Professorin an der Donau-Universität Krems für den Forschungsbereich Integrative Therapie und Psychosoziale Interventionen tätig.
Kontakt: sb@gahleitner.net, www.gahleitner.net



User*innen Involvement - Gedanken zu Diskussion

Text: FH-Prof. DSA Mag. Dr. Monika Vyslouzil

Wo stehen wir mit dem Thema, was sind die Möglichkeiten und Grenzen, was können wir gewinnen, wenn wir Betroffene in verschiedenster Form beteiligen?

User*innen steht als Begriff für mich, für Personen, die soziale Einrichtungen nutzen (könnten), auf die in der Ausbildung zur Sozialen Arbeit Bezug genommen wird und die mit sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung in Berührung kommen. Das können Personen mit einer kognitiven Beeinträchtigung sein, genauso wie Personen mit einer psychiatrischen Diagnose, aber auch von Arbeitslosigkeit, Armut, körperlicher Behinderung oder einem anderen „Exklusionsmerkmal“ betroffenen Personen. Mein Bezugsrahmen ist hauptsächlich die Fachhochschule mit den Bereichen Lehre, Forschung und Veranstaltungen. Alle drei Bereiche können nicht unabhängig von der sozialarbeiterischen Praxis gesehen werden.

Wo können bzw. sollen und wollen wir diese User*innen beteiligen. Bereits bei der Erstellung bzw. Veränderung des Curriculums sollte ihre Sichtweise durch aktiven Einbezug berücksichtigt werden. Sind wir uns einig darüber wie das geschehen soll? Ich denke, da sind noch viele Fragen offen. In den **Studiengängen** wären entsprechende Rollen Studierende, regulär Lehrende und Gastreferent*innen. Bei einer Beteiligung als Studierende – wie weit wird auf die Sondersituation Rücksicht genommen? Was ist gegenüber den anderen Studierenden gerecht? Als Lehrende – wie können die Personen gut unterstützt werden und wie können Studierende gut darauf vorbereitet werden, denn es

besteht die Gefahr, dass Studierende diese Lehrenden nicht ernst nehmen oder sehr unsicher sind, wie sie sich verhalten sollen, sich möglicherweise sogar fürchten. Als GastreferentInnen – wie sind punktuelle Auftritte so vorzubereiten, dass es kein „Vorführen“ ist, wie können sie entsprechend -ent/belohnt“ werden.

Um das Thema selbstverständlicher zu machen, habe ich eine mehrsemestrige Lehrveranstaltung, in der Studierende sich als Sozialarbeitswissenschaftler*innen erproben sollen unter den Übertitel „User*innen Involvement“ gestellt. Es haben sich dabei drei Untergruppen gebildet, die das Thema in sehr unterschiedlicher Form interpretiert und ihre Forschung mit mehr oder weniger Distanz zu den Betroffenen umgesetzt haben¹.

Eine sehr interessante Arbeit beschäftigt sich mit der Darstellung/Selbstpräsentation von KlientInnen in Medien. Die Gruppe hat eine Videoanalyse einer „Social Soap“ umgesetzt und Expert*inneninterviews geführt, direkter Klient*innenkontakt erfolgte nicht. Eine zweite Gruppe, deren Mitglieder größtenteils selbst mit Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung arbeitete, nahm sich die Befragung von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung zum Thema Selbstbestimmung vor. Sie setzten das mittels einer Fragebogenbefragung um und erstellten den Fragebogen unter Rücksichtnahme auf leichte Sprache, allerdings ohne Einbezug der Klient*innen. Bei der Umsetzung stellten sie fest, dass dennoch vieles für die Befragten unverständlich war. Der Gewinn der Auseinandersetzung mit einer ihnen eigentlich vertrauten Nutzer*innengruppe aus einer anderen

(forscherischen) Perspektive bestand darin, dass bei den Nutzer*innen neue Fähigkeiten entdeckt wurden, die im beruflichen Alltag untergegangen waren.

Eine dritte Gruppe befasste sich mit Peer-Berater*innen (im Psychiatrie-Kontext). Zu Beginn sahen sich die Studierenden mit dem Vorwurf konfrontiert, dass sie ihr Exposé ohne Betroffene erstellt hatten. Sie stellten sich der Auseinandersetzung mit einer Präsentation ihres Vorhabens vor der Zielgruppe und nahmen Rücksicht auf Einwände. Dies war gefolgt von einer gemischten Offenheit der Zielgruppe für Interviews. Der Rückbezug – nämlich die Kommunikation der Ergebnisse an die Peer-Berater*innen steht noch aus.

In der **Forschung** wäre der maximale Anspruch, die Betroffenen bereits bei der Konzeption eines Projektes mit einzubeziehen. In weiterer Folge wären sie zur Mitarbeit an Erhebungsinstrumenten einzuladen, sie sollten an der Auswertung mitwirken und auch bei der Berichterstellung.

Bei **Veranstaltungen**, die von der FH organisiert werden, wären sie sowohl als Mitwirkende, wie als Teilnehmer*innen selbstverständlich zu beteiligen.

Warum die Möglichkeitsform in diesen Beschreibungen der Beteiligung? Diese findet aktuell nicht selbstverständlich statt und dank jahrzehntelanger Segregation und Exklusion ist der Umgang miteinander ungeübt und eben nicht selbstverständlich. So frage auch ich mich immer wieder: Wie verhalte ich mich richtig? Denn behandle ich Betroffene, wie andere KollegInnen auch, z.B. indem ich um kollegiale Unterstützung anfrage, erfahre ich emotionale Ablehnung, weil ich nicht an Remuneration gedacht habe. Oder wenn ich erste vor-



sichtige Schritte in Richtung Einbezug setze, sind diese immer zu spät und zu wenig. Ich brauche keine Anerkennung, dass ich „inklusiv“ arbeiten möchte, aber ich will auch keine Aggression dafür, dass ich erste Schritte setze.

Kann ich mich überhaupt richtig verhalten, denn ob ich Betroffene einbeziehe, ist derzeit noch meine Entscheidung und keine rechtliche Verpflichtung (Die UN Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung ist noch weit davon entfernt den entsprechenden und verbindlichen Widerhall in den österreichischen Gesetzen zu finden.). Es bleibt also jedenfalls ein Machtgefälle. Selbst wenn ich den richtigen Ton gefunden habe, können andere Player ordentlich daneben agieren und dann - verhalte ich mich schützend oder sollen sich die Betroffenen das selbst austreten?

Mut und Hoffnung schöpfe ich aus Beispielen aus dem Ausland. So erfuhr ich bei einem Besuch an einer Fachhochschule in **Oslo** von einem Projekt: „Partnership in Practice Research: a Norwegian Experience“ (<http://www.socwork.net/sws/article/view/5/17>). Es ging dabei um die Weiterentwicklung von Sozialen Diensten durch Forschung und Fachwissen. Nutzer*innen wurden von Anfang an in das Forschungsvorhaben einbezogen. Der Prozess wurde als gewinnbringend beschrieben. So werden die Fähigkeiten der Betroffenen sichtbar. Vorannahmen, die bestehen, werden in Frage gestellt. Wenn die Ergebnisse ernst genommen werden, die unter Betroffenenbeteiligung herauskommen, besteht die Möglichkeit **radikaler Änderungen von Konzepten und Angebotsstrukturen**, wo sonst gewohnte Bahnen eher nicht verlassen werden.

Umgesetzt wurde die Beteiligung in mehreren (4) Workshops über den Zeitraum von einem Jahr. Eine kleine Anzahl von Personen nahm an allen Workshops teil. Der erste Workshop wurde von den Koordinator*innen vorstrukturiert, für die folgenden wurden die Themen und Struktur aus der laufenden Diskussion abgeleitet. Der Studienleiter moderierte die Diskussionen und hielt die Ergebnisse auf Flipchart fest. Die Themen änderten sich entsprechend der Eingewöhnung.

Ein Teil der Betroffenen und Forscher*innen war zwei Wochen auf Klausur in der Türkei. Die gemeinsame Arbeit an einem Ort fernab des institutionellen Rahmens hat sich besonders für die Betroffenen stärkend herausgestellt und insgesamt den Partnerschaftsgedanken gestärkt.

Die Beteiligung von User*innen trägt auch ein potentiell **ethisches Dilemma** in sich. So wurden beim Global Social Work Congress in Durban 2008 Straßenkinder an der Konferenz beteiligt. Sie lebten mit den Konferenzbesucher*innen im selben Hotel, nach anfänglicher Unsicherheit, ob sie denn etwas beitragen könnten, genossen sie es auch die Teilnehmer*innen zu „belehren“. Am Ende der Konferenz kehrten sie in ihr Straßenkinderleben zurück.

Besonders deutlich bei diesem letzten Beispiel wird die Wichtigkeit der Vorbereitung der Beteiligung, sowie des Ausstiegs aus der vorübergehenden Rolle. Nutzer*innen können ohne entsprechend Vorbildung an Forschungsprojekten mitwirken - durch entsprechende Trainings im Zusammenhang mit dem Projekt.

Hemmnisse, sich voll einzubringen sind bewusst zu bearbeiten. So können Betroffene die Beteiligung als Risiko sich zu exponieren wahrnehmen und sich zurückziehen, wenn gefühlsmäßig der Aufwand nicht in Relation zum erwarteten Nutzen steht. Wenn nicht klar genug formuliert wird, worum es geht, ist es für Betroffene äußerst schwierig sich zu beteiligen. Ebenso, wenn sie zu wenig Unterstützung im Prozess erfahren. Auch die Angst mit der möglicherweise abweichenden Meinung/Einschätzung allein zu bleiben kann hinderlich wirken. Subtile Ausgrenzungsmechanismen sind ebenfalls zu beachten.

Es gibt eine Reihe **kritischer Faktoren** für den Einbezug von User*innen. Die Auseinandersetzung braucht Zeit und eine andere Sprache. Eine andere Sprache (Leichter Lesen, bzw. keinen Fachjargon) bedeutet, dass ein Teil der Dokumente zweifach erstellt werden muss. Die ernsthafte Involvierung von User*innen braucht z.B. eine andere Sitzungskultur als wir sie derzeit haben – mehr Zeit, mehr Pausen. Das erfordert in Folge entsprechende Ressourcen. Rückenwind für einen Einbezug von User*innen auf allen Ebenen gibt es aktuell durch die UN Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung und den im Juli 2012 präsentierten Nationalen Aktionsplan der österreichischen Bundesregierung zur Umsetzung derselben.

Dass sich User*innen tatsächlich auf Augenhöhe angefangen von der Planungen bis zur Umsetzung und Evaluation verschiedenster Vorhaben beteiligen können, erfordert eine permanente Auseinandersetzung der Betroffenen mit den Themen. Ein möglicher Weg wäre **die Einrichtung von User*innenberäten** in Analogie zu hochkarätigen Fachbeiräten, die es bei vielen Organisationen gibt.

¹ Die entsprechenden Bachelorarbeiten werden im September 2012 am FH campus wien fertiggestellt.

FH-Prof. DSA Mag. Dr. Monika Vyslouzil, Sozialarbeiterin, Soziologin, langjährige Erfahrung in der praktischen Sozialarbeit; Forschungsprojekte im Zusammenhang mit Sozialarbeit und deren Entwicklung; Lehre an Akademien für Sozialarbeit, am Institut für Soziologie der Universität Wien. Derzeit Lehre im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit am FH-Campus-Wien; an der FH-St.Pölten Lehre im Department Soziale Arbeit sowie Leitung des Ilse Arlt Instituts für Soziale Inklusionsforschung.



Family Empowerment: Ein Ansatz zur Entstigmatisierung von Heimkindern

Text: Dr. Elizabeth Baum-Breuer, DSA

Das Niederösterreichische Landesjugendheim Pottenstein geht im Bereich der stationären Unterbringung von Kindern und Jugendlichen neue Wege. Zentraler Gedanke des sogenannten Family Empowerment ist neben der Öffnung der Einrichtung eine nachhaltige Stärkung der Familien und eine erfolgreiche Rückführung der Kinder zu ihren Eltern. Erste positive Auswirkungen sowie nationale und internationale Anerkennungen geben dem Ansatz in Pottenstein Recht.*

Das Thema Kinderunterbringung wird meist bei Verwahrlosung oder Misshandlung seitens der Eltern beziehungsweise der Herkunftsfamilie relevant. Andererseits stellt sich die Frage der Unterbringung bei akuter Not und Katastrophen wie Erdbeben, Flutwellen, Hunger und Dürre sowie Krieg (Vdovenko, 2000).

Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen, die in hiesigen Einrichtungen untergebracht sind, stammen natürlich aus Österreich. Zunehmend kann aber von einer Globalisierung (Giddens, 1990) auch im Kinderheim gesprochen werden. Im Landesjugendheim Pottenstein sind bei rund 80 betreuten Kindern derzeit neun Herkunftsnationalitäten vertreten, darunter Österreich, Türkei, Serbien, Bosnien, Kosovo, Slowakei, Ungarn, Afghanistan und USA. Die Zahlen an Flüchtlingskindern und unbegleiteten Minderjährigen wachsen ebenfalls stetig – alleine im teilstationären Bereich beträgt der Anteil an jungen Menschen mit Migrationshintergrund beinahe 80 Prozent.

Seit September 2011 läuft im Landesjugendheim Pottenstein ein Projekt mit dem Family Empowerment-Ansatz. Ei-

ner der wesentlichsten Aspekte dabei ist, die Eltern der untergebrachten Kinder, tatsächlich zu „erreichen“. Als Leitfaden der aufsuchenden Elternarbeit dient in Pottenstein die sogenannte „aufsuchende Elterntherapie“. Diese Therapieform entstand in den 1990er Jahren in den USA und wurde schließlich von Marie-Luise Conen in Europa etabliert. Sämtliche MitarbeiterInnen Niederösterreichischer Jugendwohlfahrtseinrichtungen werden nun von Conen geschult und weitergebildet.

Ziel der Elternarbeit ist die Rückführung der institutionell untergebrachten Kinder zu den Eltern beziehungsweise zu einem Elternteil sowie eine nachhaltige Stärkung der jeweiligen Familie. Zu bedenken gilt, dass die Bedingungen der Elternarbeit stets Teil der Vereinbarung zwischen Einrichtung/Jugendwohlfahrt und Familie sind.

Durch Family Empowerment sollen Eltern mit Selbstvertrauen und Zuversicht in die eigenen (Menschen)-Stärken befähigt werden (Weick, 1992). Das Gefühl versagt zu haben, ein Loser zu sein, begleitet viele Eltern bei Behördenwegen und Elterngesprächen in Heimen. Um einen positiven Zugang auf allen Ebenen zu erhalten, bedarf es daher einiger Haltungs- und Strukturveränderungen innerhalb der Institutionen und einiges an innerer Überzeugung und Beweglichkeit der Eltern.

Europäische Jugendwohlfahrtssituationen

Innerhalb Europas herrschen grundlegende Unterschiede im Bereich der Wohlfahrtssysteme (Esping-Andersen, 1990). Das zeigt auch ein Vergleich der

Jugendwohlfahrtssituationen in England, Schweden und Österreich.

In England werden Kinder aus dem Jugendwohlfahrtssystem bei Abnahme aus der Familie entweder in Heimen oder Pflegefamilien untergebracht oder manchmal sogar gegen Einwilligung der Eltern zur Adoption freigegeben (ca. 3.500 Fälle pro Jahr). In Sonderfällen wie etwa bei Kindern, die schon lange in Heimen waren, bei Geschwisterreihen oder bei Behinderung zahlt der Staat auch Adoptionsgeld an die Familien.

Schweden hingegen setzt auf einen Präventionsschwerpunkt. Im Sprengel der Jugendwohlfahrt sind wesentlich mehr SozialarbeiterInnen tätig als beispielsweise in Österreich. Daher benötigt das Land für Kinder und Jugendliche auch weit weniger Unterbringungsplätze.

In Österreich gibt es eine Vielfalt an Möglichkeiten – von der Krisenunterbringung bis hin zum Familienersatz. Wichtig ist dabei im Vorfeld genau abzuwägen, was das jeweilige Kind in der jeweiligen Situation benötigt, denn eine falsche erste Unterbringung kann schwerwiegende Folgen haben.

Vor allem in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg haben das SOS-Kinderdorf und das Vorarlberger Kinderdorf die Möglichkeit der Kinderunterbringung in Österreich revolutioniert. SOS-Kinderdorf ist mittlerweile mit weltweit über 1000 Einrichtungen zu einer internationalen Institution avanciert.

Bis in die 1990er Jahre gab es allerdings nur wenige Möglichkeiten Familien im

Vorfeld zu unterstützen. Die Kindesabnahme war damals oft die vermeintlich einzige Lösung zum Kinderschutz und der Kinderförderung. Heute findet ein Paradigmenwechsel statt und die Devise lautet „ambulant vor stationär“. Es gibt viele neue Unterstützungsmöglichkeiten für Familien und Kinder wie etwa Mobile Arbeit mit Familien (MAF) oder Sozialpädagogische Familien Intensivbetreuung (SPFIB), die darauf hinzielen, Familien zu stabilisieren und Krisen abzufedern. Wenn es zu einer Kinderunterbringung kommen muss, werden auch immer öfters neue Ansätze zur nachhaltigen Stärkung der Familie entwickelt. Ziel ist dabei immer die Kindesrückführung zu den Eltern.

Wie Willkommenskultur in Pottenstein gelingt

Peter Pantucek (2005) hat in einem Artikel zum Thema „Jugendwohlfahrt neu erfinden?“ den Begriff der Willkommensstruktur der Jugendwohlfahrt geprägt. Dieser Gedanke lässt sich auch für Kinderheime in Form einer Willkommenskultur anwenden. Das Paradoxon einer Partnerschaft zwischen Familie und Heim kann durch eine gelebte und gepflegte Willkommenskultur zur positiven Allianz für Kinder und Jugendliche werden. Dafür müssen unsere Kinderheime in Zukunft aber noch viel offener und attraktiver werden.

Im Landesjugendheim Pottenstein tragen derzeit eine Vielzahl an Aktivitäten zur Öffnung bei, darunter ein Café, eine Boutique, zwei pädagogische Gärten und sogar eine R&B Band.

Das Leitmotiv in Pottenstein „Kinder ins Leben und Leben ins Haus“ spiegelt sich vor allem in den Projekten „Terrassencafé Regenbogen“ und „Best-Hand-Boutique“ wider. Das Café ist nicht nur bei den Kindern sehr beliebt, sondern auch ein Hit bei Pensionisten der Gegend, KollegInnen, Ehemaligen und vielen Familien von Kindern die in Pottenstein untergebracht sind. Die Best-Hand-Boutique lockt Familien aus der Gegend mit teils neuen und teils guten gebrauchten Kleidungsstücken sowie Spielzeug und kleinen Geschenkartikeln. Das Konzept funktioniert auf

Spendenbasis und wird als Trainingsprojekt von den älteren Mädchen des Berufsvorbereitungskurses und Förderbereichs betreut.

Die Begegnung der Kinder mit Natur und Tieren spielt im Landesjugendheim Pottenstein ebenfalls eine wesentliche Rolle. Neben einem Funcourt und Sportplätzen gibt es deshalb zwei pädagogische Gärten. Im Mustergarten pflanzen die Kinder Kräuter, Blumen und Früchte. Der Erlebnispfad dient zum Herumtoben und das Übernachten in selbstgebaute Holzhütten ist ein Highlight. Im Rahmen der tiergestützten Pädagogik gibt es drei Dienststunden im Heim, die eine äußerst heilsame Wirkung für viele Kinder haben. Nach dem Vorbild von Pippi Langstrumpf soll auch einmal ein eigenes Pferd zum Kinderheim gehören, doch an diesem Traum wird noch gearbeitet.

Große Beliebtheit hat in Pottenstein die R&B Band unter der Leitung des Kinderschutzbeauftragten des Hauses. Es gibt viele Auftritte der Band, zu denen auch Eltern geladen werden, u.a. Weihnachtsfeiern für Familienangehörige, Elternrunden und Eröffnungsfeiern.

Unterstützung und Begleitung

Die Unterstützung und Begleitung der Familien beim Projekt Family Empowerment findet auf verschiedenen Ebenen statt: entweder während einer teilstationären Unterbringung, um eine vollstationäre Maßnahme zu verhindern oder während einer vollstationären Unterbringung zur Vorbereitung auf eine teilstationäre Unterbringung oder eine gänzliche Rückführung in die Familie. Wichtig ist, dass bei den Gesprächen stets eine angenehme Atmosphäre herrscht.

Auseinandersetzung mit der Herkunft

Die Erfahrung zeigt, dass Biographiearbeit vor allem für Kinder, die Brüche in ihrer Lebensgeschichte erfahren haben, essentiell ist. Es ist eine wirkungsvolle Methode, junge Menschen dabei zu begleiten ihre eigene Lebensgeschichte aufzuschreiben, denn dadurch erhalten

sie Klarheit über sich selbst und können mit diesem Wissen gestärkt in die Zukunft gehen.

Die Auseinandersetzung mit Faktenwissen ist ein lebenslanger Prozess. Das Aus- und Ansprechen von freud- aber auch leidvollen Erfahrungen spielt dabei eine besondere Rolle. In diesen Prozess können auch Eltern gut mit einbezogen werden. Die Geschichte wird in Form eines „Lebensbuches“ (Engelhart-Haselwanter, 2006) gestaltet und sowohl schriftlich als auch bildlich dokumentiert. Das Buch ist Eigentum der Kinder und kann jederzeit mit neuem Wissen und Erfahrungen ergänzt werden.

Schutzfaktoren

Viele Kinder und Jugendliche, die in einer Maßnahme der vollen Erziehung untergebracht sind, wurden trotz der Schwierigkeiten und Probleme in ihren Ursprungsfamilien, in der einen oder anderen Form gewissermaßen von Schutzfaktoren umhüllt. Schutzfaktoren lassen sich in drei Grundkategorien einteilen: individuelle Eigenschaften, positive Bindungen sowie gesunde und klare Werte. Sie sind mildernde Faktoren, die Risiken puffern und eine Widerstandsfähigkeit, eine sogenannte Resilienz, fördern (Scheithauer und Petermann, 1999).

Sich auf die Erkenntnisse von Kinder- und Familiärer-Resilienzforschung einzulassen, bedeutet von der Überzeugung Abschied zu nehmen, dass frühe oder schwere traumatische Kindheits- und Jugenderfahrungen nicht ungeschehen gemacht werden können. Die Traumata müssen sich nicht zwingend negativ auf die weitere Lebensbewältigung auswirken. Auch Marie-Luise Conen ist der Meinung, dass Menschen nicht ihr Leben lang Opfer ihrer Kindheit sind.

Resilienz ist weit mehr, als nur ein Überleben oder ein Davonkommen. Ganz im Gegenteil, die Herausforderungen und die damit verbundenen Erfahrungen können dazu beitragen, auch andere schwierige und widrige Lebenssituationen zu bewältigen und zu meistern. Resilienz ermöglicht es den Menschen sehr schmerzhaft Wunden zu heilen und Verantwortung für das eigene Leben und später das der eigenen Kinder zu übernehmen.

Hausbesuche

Familien nach Vereinbarung zuhause aufzusuchen kann als Zeichen des Respekts und der Wertschätzung erlebt werden. Die Machtverhältnisse und Arbeitssymmetrien ändern sich, wenn jemand in das eigene Reich einlädt. Für Kinder, die doch oft auch in gewissen Loyalitätskonflikten zwischen Zuhause und Heim leben, ist es etwas ganz Besonders wenn Besuche stattfinden. Wichtig ist dabei eine gute Koordination und Absprache mit der Jugendwohlfahrt.

Potentialanalyse

Ein Kernteil der Elternarbeit in Pottenstein liegt in der individuellen Analyse des Potentials eines jeden Kindes und der Ressourcen jeder Familie. Diese Analyse wird mit einem interdisziplinären Team bestehend aus Heimleitung, Psychologin, Bezugsbetreuer und den SozialpädagogInnen der jeweiligen Gruppen durchgeführt. Im Idealfall werden auch Familienmitglieder eingebunden.

Es gibt aber leider auch Fälle, in denen keine Rückführung des Kindes in Sicht sind. Hier konzentriert sich das Augenmerk auf die Potentialanalyse.

In meiner eigenen Schwerpunktfor schung zum Thema Transnationaler Adoptionen (Baum-Breuer, 2011) habe ich das Konzept der „Hybriden Identität“ kennen gelernt (Hein, 2006 und Hugger, 2007). Wenn multikulturelle Familienhintergründe bestehen, ist man nie nur „einheimisch“, sondern immer „zweiheimisch“ oder gar „mehrheimisch“. Dieser Gedankengang kann aus meiner Sicht als Direktorin eines familienergänzenden Kinderheimes für unsere Arbeit mit institutionell untergebrachten Kindern relevant sein, denn diese Kinder haben mehr als ein Zuhause. Ihre Eltern hingegen haben sie nur einmal, diese können wir nie ersetzen. Die zentralen Gedanken der Family Empowerment-Arbeit in Pottenstein sind daher eine Öffnung der Einrichtung und eine langfristige Entstigmatisierung von Heimkindern und deren Familien.

Literatur:

Vdovenko, Tanya (2000): Helping Homeless Children in St. Petersburg. In: Social Work Around the World. Singapore: International Federation of Social Workers Press.

Giddens, Anthony (1990): The Consequences of Modernity. Stanford: Stanford University Press.

Esping-Andersen, Gösta (1990): The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge: Polity Press and Princeton: Princeton University Press.

Conen, Marie-Luise, Hrsg. (2006): Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden. Aufsuchende Familientherapie. Heidelberg: Carl Auer Verlag, 3. Auflage.
Conen, Marie-Luise (1996): Elternarbeit in der Heimerziehung. Empirische Studie zur Praxis der Eltern – und Familienarbeit. Frankfurt/Main: IGFH, 3. Auflage.

Weick, A (1992): Building a strengths perspective for social work. In: The strengths perspective in social work practice, (eds.) D. Saleebey. New York: Longman.

Pantucek, Peter (2005): Jugendwohlfahrt neu erfinden? In Sozialarbeit in Österreich (SIÖ) Sonderausgabe, 3. Wien.

Engelhart-Haselwanter, Edith (2006): Lebensbuch. Bregenz: Vorarlberger Kinderdorf.

Scheithauer, Herbert/Petermann, Franz (1999): Kindheit und Entwicklung, Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Jahrgang 8, Heft 1, Bremen.

Baum-Breuer, Elizabeth (2011): Transnational Adoptions and Life-Trajectories. A biography study of teenage and young adult adoptees living in Austria, England and Sweden. Universität Wien.

Hein, Kerstin (2006): Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und

Europa. Verlag: Transcript Kultur und Soziale Praxis.

Hugger, Kai-Uwe (2007): Verortung der Ortlosigkeit. Hybride Identität, Jugend und Internet. In: D. Villanyi, M.D. Witte, U. Sander, (Eds.) (2007) Globale Jugend und Jugendkulturen. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung. Weinheim: Juventa.

* Einladung als Best Practice Sozialpädagogische Einrichtung zur Parlamentsenquete „Sozialpolitik in der Praxis“ 16. März 2012.

* International Easter Workshop „Supporting and Protecting Children and Youth in Families, Homes and Children's Villages – an international social work perspective“ Vienna, 15 – 17 April 2009.

* International Easter Workshop „Families in Focus – a European Perspective“ Vienna, 7 -9 April 2010.

* International Social Work Student Conference „Sharing Good Practice across Europe“ 26-28 March 2012,

Mag. (FH) Dr. phil. Elizabeth Baum-Breuer, DSA;

Geboren 1955 in London. Kindheit und Schulzeit in England.

Ausbildung zur Diplom Sozialarbeiterin in Wien (1975-77).

15 Jahre in der internationalen Sozialarbeit und Vertretung des International Council on Social Welfare bei der UNO in Genf und Wien. 17 Jahre in der N.Ö. Jugendwohlfahrt und Vorsitzende des Fachausschusses des gehobenen Sozial und Jugendwohlfahrtsdienstes.

Lehrdiplom für Englisch und Diplom in Mediation und Sozial Management.

Nachgraduierung Mag. FH 2008 und Promotion 2011 Universität Wien, Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft. Seit 2004 nebenberufliche Lektorin am FH Campus Wien und seit 2010 Direktorin, N.Ö. Landes Kinder und Jugendheim Pottenstein.



Zur Bedeutung assistierender Unterstützungsformen in der Behindertenarbeit

Text: DSA Günther Breitfuß, MAS

Ed Roberts ist es 1962 gelungen, als Student der Universität von Berkely (Kalifornien) zugelassen zu werden. Er war schwer beeinträchtigt, brauchte ein Gerät zur künstlichen Beatmung und wurde deshalb nicht nur am Studium, sondern auch in vielen Lebensbereichen behindert. Ed Roberts' Erfolg im Streit mit der Universität könnte den Beginn der Geschichte assistierender Unterstützungsformen markieren. Um ihn herum hat sich eine Gruppe beeinträchtigter Studenten/innen gebildet, die sich zu den „Rolling Quads“, einer politischen Aktionsgruppe formierte. Daraus entstand mit weiteren Akteuren 19 Jahre später das erste Zentrum für Selbstbestimmtes Leben, eine Selbstvertretungsinitiative, die weniger dem Gedanken einer Selbsthilfegruppe entsprach, sondern vielmehr den Beginn einer erfolgreichen Bürgerrechtsbewegung, der „Independent-Living-Movement“, darstellte. Diese Bewegung hat sehr viele Menschen angesprochen, verbreitete sich nicht nur in den USA, sondern über England und Skandinavien auch in weiten Teilen Europas.

Zwei Zielrichtungen der Bewegung wurden zu Säulen ihrer Identität: Die Auflehnung gegen den Ausschluss, also die Teilhabeverweigerung und der Fremdbestimmung durch Fachleute aus Pädagogik und Medizin, die weitreichend über das Leben von beeinträchtigten Menschen verfügten.

Das damals gesellschaftlich tief verankerte „medizinische Modell“ der Behinderung ist bis heute relevant. Behinderung wird dabei als persönliche Tragödie gesehen, ein schicksalhafter Unglück, das letztlich jeder selbst bewältigen muss. Der Anblick von Behinderung führt zum Eindruck eines unvorstellbar

schweren Lebens, das gleichzeitig Abscheu und Mitleid auslöst. Der Fokus der Betrachtung richtet sich auf den individuellen Mangel, der außerhalb der Norm liegt und auf Unfähigkeit und Hilflosigkeit verweist. Man will damit möglichst nichts zu tun haben. Mit der Entwicklung sozialstaatlicher, also gemeinschaftlicher Strukturen, haben sich zunehmend dazu passende Strategien entwickelt um das „Problem“ unter Kontrolle zu bringen. Ihre Ursprünge lagen häufig im kirchlichen Umfeld. Dazu gehörten die humanitären Einrichtungen der „Versorgung“, die sich auch in den psychiatrischen Kliniken entwickelten. Als sich die Medizin der Behinderten annahm, entwickelte sie umfangreiche Strategien der Therapie, Rehabilitation, verschiedenste Hilfsmittel und Prothesen um die Behinderung zu „lindern“. Moderne medizinische Ansätze finden wir zunehmend in der Verhinderung von Behinderung durch immer ausgefeiltere Methoden der Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik. Gesellschaftlich werden ethische Diskussionen über vorgeburtliche Diskriminierung und überwunden geglaubte Auseinandersetzung über lebensunwertes Leben kaum geführt. In Österreich ist die Abtreibung eines behinderten Kindes bis zur Geburt legal.

Die Problematik des medizinischen Modells liegt vor allem in der Zuschreibung an das Individuum. Damit wird die Behinderung zur Identität des Einzelnen, der sich als jemand mit Mangel, Unvermögen und Hilflosigkeit erkennt. Dazu kommt die Abhängigkeit von Versorgung und der Macht der Fachkräfte, Pädagogen und Ärzte, die den Lebensalltag anleiten, also bestimmen. „Selbst“ zu leben gilt als unmöglich, deshalb

werden Versorgungseinrichtungen (ehemals Anstalten) benötigt, die sich inzwischen zu modernen Behindertenheimen entwickelt haben. Der Ausschluss aus der Gemeinschaft, die Verweigerung von Teilhabe, werden damit nach wie vor, wenn auch längst sehr kritisch betrachtet, praktiziert.

Wandel zu einem neuen Verständnis von Behinderung

Das soziale Modell der Behinderung entwickelte sich aus der o. a. amerikanischen und britischen Behindertenrechtsbewegung ab etwa 1970. Sie übte Kritik an allen Formen der Segregation und Fremdbestimmung und konnte sichtbar machen, dass Menschen mit Behinderung zu einer unterdrückten sozialen Gruppe gehören. Es sind Einflüsse von außen, die zur eigentlichen Behinderung führen. Behinderung entsteht durch (soziale) Benachteiligung, durch Ausgrenzung, Unterdrückung und durch Barrieren, die Zugänge verhindern. Behinderung ist folglich nicht etwas, das Merkmal eines Menschen ist. Damit war eine völlig neue Identitätsbildung Betroffener möglich. Die Unterscheidung von Impairment (Beeinträchtigung als leibliches Phänomen) und Disability (Behinderung durch Benachteiligung, Ausgrenzung usw.) machte es möglich, dass man gegen Behinderung etwas unternehmen konnte. Menschen mit Beeinträchtigung wurde klar, dass sie behindert werden, der Ausschluss nicht ihr Schicksal ist, sondern ihnen angetan wird.

Die Unterscheidung zwischen Beeinträchtigung und Behinderung ist also keine Haarspalterei, sondern sprachliche Manifestation eines Paradigmen-

wechsels im Verständnis von Behinderung.¹ So sind auch die Konsequenzen dieses Diskurses weitreichend. Statt der Versorgungsidee wurde Integration gefordert. Als man erkannt hat, dass diese einen Ausschluss voraussetzt, ist man dazu übergegangen, Inklusion als Menschenrecht zu etablieren, nach der jeder Mensch von Beginn an Recht auf gesellschaftliche Teilhabe hat. Das führte zu einer heftigen Kritik am Heimwesen. Die Auflösung der Behindertenheime wurde zu einer zentralen Forderung der Behindertenrechtsbewegung, ebenso wie die Hinwendung zu einem selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Leben. Ein Höhepunkt dieser Auseinandersetzung liegt in der Formulierung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Sie wurde inzwischen von mehr als 140 Staaten unterzeichnet und von rund 70 ratifiziert. Ihr Zweck liegt im vollen gleichberechtigten Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten. Einige grundlegende Menschenrechtserklärungen für Menschen mit Behinderung in dieser Konvention:

- Achtung der Würde, einschließlich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen
- Nichtdiskriminierung
- Teilhabe an der Gesellschaft
- Achtung der Unterschiedlichkeit
- Chancengleichheit
- Zugänglichkeit
- Einbeziehung Betroffener in Entscheidungsprozesse
- Freie Wahl des Aufenthaltsortes
- Keine Verpflichtung zu einer Wohnform
- Recht auf gemeindenaher Unterstützung, einschließlich persönlicher Assistenz
- Recht auf Zugang zu Information und Meinungsäußerung
- Achtung der Privatsphäre
- Recht auf Ehe
- Recht auf freie und verantwortungsbewusste Entscheidung über Kinder
- Recht, die Fruchtbarkeit zu behalten
- Recht auf integrative Bildung
- Recht auf einen angemessenen Lebensstandard

Über allem steht die Forderung nach einem selbstbestimmten Leben. Der notwendige Unterstützungsbedarf soll

nicht geleugnet werden. Vielmehr geht es um Wahlfreiheit, Entscheidungsfreiheit und um Eigenverantwortlichkeit. Diese Ansprüche führten zur Entwicklung von assistierenden Unterstützungsformen. Sie sollen gewährleisten, dass individuelle Lebensentwürfe möglich werden, dass die eigenen Potenziale in den Mittelpunkt gerückt werden (nicht die Defizite), dass Behinderungen überwunden werden und Menschen mit Beeinträchtigung Autonomie und Souveränität entfalten und leben können.

Entwicklung der Persönlichen Assistenz

Es ist Wert einen Blick auf die Begrifflichkeit dieser Dienstleistung zu werfen, denn in ihr ist das Wesen dieser Unterstützungsform sehr gut erfasst.

Das Wort „persönliche“ verweist darauf, dass sich die Leistung auf eine Person bezieht (und z.B. nicht auf ein Labor eines Laborsassistenten). Das Wort „assistieren“ stammt vom lateinischen „assistere“, was so viel bedeutet, wie „jemanden unter dessen Anleitung zur Hand zu gehen“. Es lässt sich, so wie in der Betreuung, die Unterstützungshandlung erkennen, aber mit dem wesentlichen Unterschied, dass die Leitung der Interaktion definitiv nicht beim Assistenten liegt, sondern beim Assistenznehmer.

In der Persönlichen Assistenz hat man es mit einer Machtverschiebung zu tun, die bei den Professionisten Angst ausgelöst hat. Es ist klarer Auftrag von BetreuerInnen, für das Geschehen in der Betreuung die Verantwortung zu tragen, also auch zu bestimmen, was geschieht und was nicht. In der Persönlichen Assistenz liegt der „Locus of Control“² bei den AssistenznehmerInnen. Sie können zwar die Kontrolle über bestimmte Situationen delegieren, haben aber die Möglichkeit, diese wieder zu übernehmen. Die Bedrohung für die „Betreuungsprofessionisten“ ging sogar soweit, dass diese Persönliche Assistenz als „Sklaventreiberei“ bezeichneten, weil sie sich plötzlich entrechtet sahen. Dabei waren sie nur ein Stück entmachtet und zwar um jene Aspekte, die sie bevormundend, fremdbestimmend und letztlich auch hospitalisierend machten. Im Zusammenhang mit Persönlicher Assistenz ist wesentlich, dass diese nicht

„gespielt“ werden kann. Die Erlaubnis eines Betreuers „Du darfst selbst entscheiden, wann du ins Bett gehen möchtest“ ist kein Zugeständnis an die Selbstbestimmung des Betroffenen, weil die Entscheidungsfreiheit delegatorisch gewährt wird und eigentlich nicht besteht. Diese Delegation könnte jederzeit widerrufen werden. Hier wird nur scheinbare Selbstbestimmung inszeniert. Persönliche Assistenz bedeutet jedoch „strukturelles Empowerment“, also konkrete Umstände, die faktisch Autonomie, Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit herstellen. In der Persönlichen Assistenz suchen sich Menschen mit Beeinträchtigung ihre Persönlichen Assistenten/innen selbst aus bzw. kündigen sie. Genauso haben sie Kontrolle über Umfang, Art und Zeit der Unterstützungsleistung.

Die Rolle des/der Persönlichen Assistenten/in

Das neue Menschenbild, der neue Entwurf von Menschen mit Beeinträchtigung führt zu einer neuen Form der Begegnung, die zuerst auf ein hierarchisches Gefälle insofern verzichtet, als auf dominierende Fremdbestimmtheit verzichtet wird. Die Behauptung der Kritiker, dass die Rollen lediglich vertauscht werden und die Menschen mit Beeinträchtigung in der Persönlichen Assistenz über ihre AssistentInnen „sklavisch“ verfügen, ist falsch. Persönliche Assistenten/innen sind ihrerseits ebenfalls selbstbestimmt und schließen eigenverantwortlich mit ihren Assistenznehmern/innen einen Arbeitsvertrag (Assistenzvertrag), sowie jede/r Arbeitnehmer/in einen Vertrag schließt, der regelt, unter welchen Umständen, in welchem Ausmaß, mit welcher Entlohnung welche Aufträge ausgeführt werden.

Die Persönlichen Assistenten/innen kommen damit in eine Rolle, die sich deutlich von klassischer Behindertenbetreuung unterscheidet. Zunächst handelt es sich um eine Begegnung von Assistenznehmer und Assistenzgeber auf Augenhöhe. Beide definieren das Assistenzverhältnis gemeinsam und können es beenden. Die Expertise der Persönlichen Assistenten/innen besteht

darin, nicht zu wissen, was der Andere braucht. Die Rolle ist passiv, sich anbietend und Aufträge einfordernd. Der Auftrag wird zum zentralen Element der Assistenz-Interaktion. Keine Aufträge zu erhalten ist also ein indirekter Auftrag zur Passivität. Tatsächlich ist ein „Nichts-Tun“ geläufige Handlung professioneller Persönlicher Assistenz, weil eben nicht permanent etwas zu tun ist. Im Betreuungssetting kommt das kaum vor, weil BetreuerInnen auch in Zeiten, wo keine Handlungen zu setzen sind, Verantwortung über die Situation tragen.

Die Assistenzbeziehung ist eine Arbeitsbeziehung, die Vertrauen und gleichzeitig Distanz verlangt. Ihre Qualität steigt, je korrespondierender sie wird, also je ganzheitlicher sich Assistenznehmer/in und Assistenzgeber/in begegnen können. Die Gefahr, dass Persönliche Assistenten/innen durch Erfahrungs-, Wissens-, Kognitions- oder anderer Machtvorteile sich über ihre Assistenznehmer/innen – und sei es auch nur in einzelnen Situationen, stellen, bedarf einer laufenden Reflektivität.

Die Rolle des/der Assistenznehmers/in

Persönliche Assistenz kann nicht passiv konsumiert werden. Betreuungsleistungen neigen schon eher dazu. Diese These beruht auf den Grundprinzipien Persönlicher Assistenz, die eine aktive Rolle der Assistenznehmer/innen erfordert. Sie sind aufgefordert sich mitzuteilen, anzuleiten, einzuteilen, kurz Aufträge erteilen, müssen also nicht nur mit ihren Persönlichen Assistenten/innen in Bezug treten, sondern eventuell ein Team leiten, sind für ein Arbeitsplatzklima zuständig, tragen in gewisser Weise so etwas wie Mitarbeiterverantwortung. Auf AssistenznehmerInnen kommen Anforderungen, die weit nicht für jeden selbstverständlich sind. Sie können nicht vorausgesetzt werden. Vergleichbar dem alten Prinzip der Sozialarbeit, den Klienten dort abzuholen, wo er gerade steht, muss auch für die Persönliche Assistenz gelten, dort beginnen zu dürfen, wo man ist. Aus der Praxis Persönlicher Assistenz wissen wir, dass es die idealtypischen, selbst-



bestimmten und souverän auftretenden AssistenznehmerInnen eigentlich kaum gibt. Es geht immer um Lernprozesse, um ein Hineinwachsen in die Rolle, um ein Konfrontiert-werden mit eigener Lebensverantwortung. Besonders durch Fremdbestimmung hospitalisierten Menschen mit Beeinträchtigung kann es schwer fallen, selbstverständlich auszudrücken, was sie eigentlich wollen. Es wurde ihnen verlernt, sich diese Frage über größere Lebenszusammenhänge als Alltagsanliegen hinaus zu stellen, - und selbst diese sind oft schon zu komplex. Wenn Persönliche Assistenz gelingen soll, braucht es einen empowermentorientierten Ansatz, der nicht bestimmte Fähigkeiten voraussetzt. Würde sie als Dienstleistung für eine Elite beeinträchtigter Menschen verstanden werden, wäre sie selbst aussondernd und nicht menschenrechtskonform.

Empowerment

Zu einem der elementarsten Ansätze der Sozialarbeit gehört der Empowermentansatz. Leider wird Empowerment oft als „Hilfe zur Selbsthilfe“ trivialisiert und sein umfassendes Konzept nicht gesehen. Besonders für assistierende Unterstützungsformen und deren fachliche Begleitung ist ein umfassendes Verständnis von Empowerment von Bedeutung.

Zunächst berührt Empowerment die Philosophie, entwirft sie doch das Bild der Benachteiligten von selbstbestimmten, eigenverantwortlichen Menschen, die durch Selbstentfaltung und Ausschöpfung der eigenen Potenziale nach erfülltem Leben streben. Es gibt hier

keine Unterscheidung zwischen behindert oder nicht-behindert. Der Empowerment-Ansatz ist per se integrativ und inklusiv.

Empowerment wirkt gesellschaftlich und politisch. Die Forderungen nach Bürgerrechten, auf Teilhabe und nach einem individuellen Leben nach eigenem Entwurf ist eine zentrale Orientierung, die politisches bzw. bürgerrechtliches Handeln durch Initiierung, Anleitung und Kollaboration stärkt und sich durch Solidarität auszeichnet.

Auf theoretischer Ebene bezieht sich Empowerment auf Theorien der Ermächtigung von unterdrückten gesellschaftlichen Gruppen durch Stärkung ihrer Potenziale, durch Wissens- und Persönlichkeitsbildung.

Für Professionisten bietet Empowerment für die berufliche Praxis Handlungsanleitungen und Interventionsgrundlagen, die aus dem gesamten Ansatz abgeleitet werden und einer laufenden Reflexion bedürfen.

Das Empowermentmodell birgt auch einige Gefahren. Nicht nur, dass der Begriff auch vom Wirtschaftsmanagement vereinnahmt wird, kommt er tendenziell dem Sozialabbau entgegen. Die Orientierung auf Stärken und Potenziale statt auf Defizite generiert Souveränität und vielleicht auch ein Stück weit Autonomie. Das kann leicht zu einer gesellschaftlichen Umdeutung führen, die den Unterstützungsbedarf durch den Verweis auf Selbstsorge ausblendet. Der Empowermentansatz kann auch leicht von neoliberalen Bestrebungen missbraucht werden, die auf eine Risikogesellschaft mit ihrer Individualisierung von Lebensverantwortung verweisen. Aber auch individuell kann Empowerment problematisch werden, wenn das Konzept „überzogen“ bzw. nur aus persönlicher Sichtweise betrachtet wird. Dann kann dieser Ansatz zu Egozentrismus und asozialen Zügen mit dem Verlust an sozialen Verbindlichkeiten führen (ich zuerst), oder auch zu einer selbstherrlichen Verfügungsmacht über andere Menschen. Im selben Ausmaß als man Selbstbestimmung erlangt, hat man auch Verantwortung. Das darf nicht verschleiert, sondern muss bewusst werden.

Assistierende Unterstützungsformen benötigen deshalb immer eine reflektive Haltung von AssistentInnen und AssistenznehmerInnen. Gerade die *beidseitige* Verantwortung für eine respektvolle Arbeitsbeziehung auf Augenhöhe macht die Qualität dieser Dienstleistung aus.

Anne Waldschmidt, Wir Normalen – die Behinderten? Erving Goffman meets Michel Foucault, 2008

Anne Waldschmidt, Selbstbestimmung als Konstruktion, Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer, 2. Aufl., 2012

UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIII/I/I_00564/imfname_113868.pdf

Literatur:

Paolo Freire, Pädagogik der Unterdrückten, 1970

Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, 1978

Michel Foucault, Dispositive der Macht, Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, 1978

Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, 1969

Erving Goffman, Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, 1975

Lakshmi Kotsch; Assistenzinteraktionen. Zur Interaktionsordnung in der Persönlichen Assistenz körperbehinderter Menschen, 2012

Georg Theunissen, Empowerment und Inklusion behinderter Menschen, 2008

¹ In diesen Diskursen wird die Beeinträchtigung, also „impairment“, noch als Naturereignis oder Schicksal unreflektiert angenommen. Dadurch bleibt die Differenzierung (Separierung) zwischen „Behinderte“ und „Nicht-Behinderte“ aufrecht. Anne Waldschmidt weist darauf hin, dass vor allem die „poststrukturalistischen Vertreter/innen der Disability-Studies den naiven Glauben an eine objektiv vorhandene Körperkultur kritisieren. Für sie ist auch ‚impairment‘ ein Effekt diskursiver Praktiken.“ (Waldschmidt, 2008)

² Im Sinne einer „Situationskontrolle“ mit entsprechender „Kontrollüberzeugung“, also dem Bewusstsein darüber, dass man die Kontrolle über das Geschehen hat.

DSA Günther Breitfuß, MAS; 1988 Bundesakademie für Sozialarbeit, St. Pölten] Forschungsarbeit „Psychosoziale Faktoren privater Verschuldung im ländlichen Raum“; Gründung und Teilhaber des Instituts für Freiraumplanung; Planungen kommunaler Freiflächen für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Senioren Gemeindeuntersuchungen über „Beispielbarkeit – Freiflächen für Kinder“ Forschungsarbeit „Qualitätskriterien im Wohnumfeld“ Beteiligungsverfahren im Planungsprozess; seit 2001 Geschäftsführer der „Persönlichen Assistenz GmbH“ 2005 Master of Advanced Studies in Supervision (Donauuniversität Krems) seither Supervisor, Coach und Moderator in eigener Praxis; seit 2008 Lektor an der Fachhochschule für Sozialarbeit Linz Fachbereich „Sozialarbeit mit Menschen mit Beeinträchtigung“

KRISENINTERVENTION

2jähriges berufsbegleitendes Weiterbildungscurriculum **ÖAGG und ÖGATAP**

Zielgruppe: Angehörige aller Berufsgruppen (**SozialarbeiterInnen**, PsychotherapeutInnen, PsychologInnen, SozialpädagogInnen etc.), die im psychosozialen bzw. psychotherapeutischen Bereich beratend, therapeutisch oder betreuend tätig sind.

Inhalte und Umfang:

Teil A: In 4 Seminaren werden **Grundlagen für psychosoziales Krisenmanagement** vermittelt.

Teil B: Themen der 7 Seminare sind **Interventionsmöglichkeiten bei speziellen Krisen-situationen** (Verlust- und Trauerkrisen, Akuttraumatisierungen, Krisen bei Kindern und Jugendlichen etc.) sowie **spezielle Methoden**, die im Rahmen von KI angewendet werden können (Arbeit mit Übertragung und Gegenübertragung etc.). In den 4 **Supervisionsblöcken** werden aktuelle Fallerfahrungen der TeilnehmerInnen aus dem Bereich KI reflektiert.

Arten der Teilnahme: Teilnahme nur an **Teil A** oder am **gesamten Curriculum**

Genauere Angaben zum Curriculum und zu den aktuellen Angeboten:

Siehe: www.oegg.at unter: Weiterbildungen, Weiterbildungscurr. KI, konkrete Angebote

Beginn: März 2013

Leitung des Curriculums, Information, Anmeldung:

Dr. Claudius STEIN & DDr. Wolfgang TILL

Tel.: 0664/416 78 07 Tel.: 01/54 55 127

Mail: claudius.stein@kriseninterventionszentrum.at Mail: wolfgang.till@kriseninterventionszentrum.at



Typische und atypische Familienformen

Text: FH-Prof. DSA Mag. (FH) Christine Haselbacher

„Bei meiner Mama muss ich in der Früh nie Zähne putzen“ Emily 6, in ihrer ersten Rainbowsstunde, von Patchworkfamilien und anderen Kunstwerken

Einführung

Wir alle sind Familie und wir alle haben Familie. Sehr schnell begeben wir Sozialarbeiter_innen uns in die Rolle der Profis. Im Rahmen der Ausbildung an der Fachhochschule - University of Applied Sciences, der angewandten Wissenschaften also, der Berufsausbildung mit Praxisbezug ist das ja auch erklärtes Ziel. Die Studierenden des ersten Semesters mutmaßen bereits, dass es um Abgrenzung geht, dass Arbeit niemals mit nach Hause genommen werden darf, auch keine Gedanken oder Reflexionen. Nun, diese Meinung teile ich nicht ganz. Mitunter ist es dienlicher eine Reflexion abzuschließen, als sich diese zu verbieten. Die besten Gedanken kommen bisweilen unter der Dusche oder am stillen Örtchen.

Auch wenn die heutige Generation von Sozialarbeiter_innen glücklicher Weise nicht mehr mit der Bibel der Hilflosen Helfer von Schmidbauer¹ groß wird, und ihre Begeisterung für ihren Beruf noch als mea culpa und Neurosen abqualifizieren muss, ist es doch erstaunlich, wie weit weg die Privatperson von der Berufsperson manchmal zu sein scheint.

Junge Sozialarbeiter_innen erzählen, dass bei den Bachelorfeiern mitunter Familienzusammenführungen stattfinden, dass geschiedene Eltern sich jahrelang nicht gesehen haben, und die Graduiertenfeier der Tochter Anlass ist, dieser Einladung zu folgen. Dass Vä-

ter über Jahre keinen Kontakt zu ihren Kindern hatten und diese bei der Abschlussfeier des Studiums erstmals wieder sehen, aufregend für beide Seiten, so mutmaße ich.

Wie sollte es auch anders sein? Bei einer Scheidungsrate von über 50% in Ballungsräumen und nur wenig darunter in ländlichen Gegenden sind wir alle betroffen davon. Für das Curriculum und die Lehre in der Sozialen Arbeit bedeutet das, das Wissen über den soziologischen Wandel von Familienformen zu vermitteln und somit Normalität herzustellen, Erfahrungen von Veränderungsprozessen auf vielen Ebenen zu machen und Selbsterfahrungsanteile zu berücksichtigen, jedenfalls die Lebenswelten der Studierenden nicht außen vor zu lassen. Soweit zur Verknüpfung von Theorie und Praxis in der Lehre.

In meinem Referat möchte ich gerne zu dem weitläufigen Thema Familie ein paar Schwerpunkte setzen: Ich möchte zunächst diesen Wandel von Familienformen beleuchten, zweitens die Erlebniswelt der Kinder berücksichtigen und drittens einen Überblick über ausgewählte Unterstützungsangebote für diese Kunstwerke geben. Auch werde ich mir ein Fazit für die Soziale Arbeit erlauben.

Familienformen Vater, Mutter, Kind

Familienformen gibt es und gab es immer viele: Kernfamilie (Kind und Eltern), erweiterte Kernfamilie (+ Großeltern), Großfamilie (mit Urgroßeltern und Tanten und Onkeln), Einelternfamilien (Kind mit Vater oder Mutter), Stieffamilie (Kind und ein leiblicher Elternteil und ein Stiefelterneteil mit

oder ohne eigenem Kind).(vgl. Strobach 2011:114)

Regenbogenfamilien: Vater, Vater, Kind und Mutter, Mutter, Kind

Der Begriff „Regenbogenfamilie“ definiert Familien, in der sich mindestens ein Elternteil als lesbisch, schwul, bisexuell oder transgender versteht. Die Kinder können aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen stammen oder in eine lesbische oder schwule Beziehung hineingeboren, adoptiert oder als Pflegekinder aufgenommen worden sein.

Die Bezeichnung „Regenbogenfamilie“ bezieht sich auf das internationale schwul-lesbische Symbol der Regenbogenfahne, die auch in vielen Kulturen weltweit als Zeichen der Toleranz, Vielfaltigkeit und Hoffnung gilt. Derzeit gibt es noch keine Zahlen oder Studien zu Regenbogenfamilien in Österreich.²

Seit 1.1. 2010 ist das Bundesgesetz zur Eintragung von Partnerschaften in Kraft. Es gilt ausschließlich für gleichgeschlechtliche Paare, könnte also wieder eine Diskriminierung gegenüber heterosexuellen Paaren sein.

Das Gesetz ist stark am Eherecht, also an materiellen Rechten orientiert: Unterhaltspflicht, Erbrecht, Wohn- und Mietrecht, Steuer- und Pensionsrecht, Fremden- und Aufenthaltsrecht (also kaum eines siehe auch Ehe ohne Grenzen).

Ebenso ist die Familienerweiterung, also zu einem Leben mit Kindern erschwert. Es gibt sowohl ein Verbot der künstlichen Befruchtung, also der medizinisch unterstützten Fortpflanzung, als auch eines der Fremdkindadoption. Sollte ein Partner/eine Partnerin Kinder

in die Partnerschaft mitbringen, gibt es Schwierigkeiten in Fragen der Pflegefreistellung, der Familienhospiz oder Sterbekarenz, des Vertretungsrechtes in Obsorgeangelegenheiten sowie das absolute Verbot einer Stiefkindadoption. Deshalb ist es für Paare mit Kinderwunsch nicht gleich ratsam, ihre Partnerschaft eintragen zu lassen. Eine Zwickmühle. Für eine Eintragung sprechen rechtliche Absicherungen z.B. im Mietrecht und gegen eine Eintragung spricht der Verlust von anderen rechtlichen Sicherheiten z.B. die Stiefkindadoption.

Das bedeutet, dass die Rolle und Beziehung des sozialen Elternteils keine rechtliche Absicherung genießt, und somit auch für das Kind im Falle eines Falles Unsicherheiten entstehen.

Hingegen stellt Coming In, das Magazin der HOSI Salzburg dem Wiener Pflegestellenreferat ein gutes Zeugnis in der Bewerbung, Vorbereitung und Vermittlung einer Pflegeelternschaft für homosexuelle Paare aus. Das interviewte Pflegeelternpaar sieht auch in den einmal monatlich stattfindenden Besuchskontakten zu den leiblichen Eltern kein Problem. Die Pflegeväter vermuten, dass die Konstellation vor allem für die Mutter eine Erleichterung darstellt, da die beiden Kinder zwar drei Papas, aber eben nur eine Mutter hätten, und somit keine Konkurrenz bestünde. Es gibt auch einen Regenbogen-Stammtisch zum Austausch von Erfahrungen. (vgl. Timischl 2012:5)

In Niederösterreich wurde im November des Vorjahres einem lesbischen Werberinnenpaar der Pflegestellenbescheid verweigert, mit der Begründung, dass es wissenschaftlich erwiesen sei, dass vaterlos aufwachsende Kinder Einschränkungen erlitten. (vgl. Peer 2012:9).

Patchworkfamilien

Patchwork-Familien sind kein neues Phänomen, es gab sie zu allen Zeiten. Während früher oft der Tod des Ehepartners oder der Ehepartnerin der Grund für die Gründung einer Nachfolgefamilie war, geht es heute meist nach Trennung oder Scheidung um eine Erweiterung der Familie. „Statistischen Erhebungen zufolge waren 19.574

Minderjährige in Österreich 2010 von der Ehescheidung ihrer Eltern betroffen, nicht berücksichtigt die Anzahl der Kinder, die durch Auflösung einer Lebensgemeinschaft nicht mit beiden Elternteilen aufwachsen.“, so der Bericht 2011 der Wiener Kinder und Jugendanwaltschaft (2012:23)

In der Wissenschaft werden Begriffe wie Stieffamilie, Folge-, Zweit- oder Fortsetzungsfamilie verwendet. Außerdem spricht man von biologischen und sozialen Elternteilen, multipler oder fragmentierter Elternschaft. Im Alltag hat sich der Begriff „Patchwork-Familie“ durchgesetzt, der in der Forschung nur zögerlich verwendet wird.

Stiefvater, Stiefmutter, Halbschwester - diese Begriffe klingen wie aus Grimms Märchen und sind negativ besetzt. Neue, unbelastete Begriffe gibt es bislang kaum.

Zartler (2011) schreibt: „Patchwork-Familien werden statistisch als Familien definiert, in denen Elternteile mit ihren Kindern aus früheren Beziehungen in einer Ehe oder Lebensgemeinschaft zusammenleben. Nach dieser Definition ist etwa jede zehnte Familie mit Kindern eine solche. Mehr als die Hälfte dieser Familien (53 Prozent) sind sogenannte einfache Stieffamilien, in die nur ein Partner Kinder einbringt. In 44 Prozent der Familien wohnen neben eigenen Kindern der Partner auch gemeinsame Kinder (komplexe Stieffamilie). In drei Prozent der Familien bringen beide Partner Kinder mit, es gibt aber keine gemeinsamen Kinder (zusammengesetzte Stieffamilie).“

Das Familienrechts-Änderungsgesetz 2009 hat diesen Entwicklungen Rechnung getragen und die Ausdehnung der ehelichen Beistandspflichten auf die Obsorge für Stiefkinder gebracht, sowie das Recht minderjähriger Kinder auf Beistand und Unterstützung durch den Stiefelternteil.³ Bisher durften Stiefeltern bspw. keine Tests oder Entschuldigungsschreiben an die Schule unterschreiben. Mit dieser neuen gesetzlichen Regelung ist das möglich.

Adoptivfamilie

Auch diese gab es schon immer, meist als Stiefelternadoption, ausgehend vom Stiefvater. Auf die heutigen Problematiken

Stichwort „Auslandsadoption“ kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Zitieren möchte ich aus einem sehr empfehlenswerten Kinderbuch. Das Buch heißt „Alles Familie. Vom Kind der neuen Freundin vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten“ (Maxeiner/Kuhl 2011): „Paula wird von ihrer Mama Ayse manchmal Spätzchen genannt. Ayse und Bernd sind Paulas Eltern. Obwohl Paula gar nicht in Ayse's Bauch war. Paula ist erst als Baby zu Ayse und Bernd gekommen. Davor war sie im Bauch von Simone. Aber Simone wollte kein Kind haben. Deshalb konnten Ayse und Bernd Paula nach ihrer Geburt zu sich nehmen. Sie haben Paula adoptiert. ... Für Bernd und Ayse war es der schönste Tag in ihrem Leben, als Paula zu ihnen kam. Deswegen feiern sie ihre Paula zweimal im Jahr: „Zum Geburtstag liebe Paula - und Alles Liebe zu deinem Ankommtag!“

Besondere Herausforderungen – Unterbringungen

Da Worte Wirklichkeiten schaffen, stellt sich die Frage, welche Wirklichkeiten das Wort „Fremdunterbringung“ schafft, vor allem über Jahre hinweg, wenn diese fremde Unterbringung sich gar nicht mehr so fremd anfühlt. Oder ist es einfach eine fremdbestimmte Unterbringung? In anderen Kontexten, freiwillig und ebenfalls teuer bezahlt, heißt die Unterbringung Austauschjahr oder Gastfamilie. Es wäre schön, wenn hier mit Worten experimentiert werden darf: Parallel-Familie, Herkunftsfamilie, offene Familiengruppe, Pflegefamilie, SOS Kinderdorf Familie, Hauptfamilie, Nebenfamilie, Familie 1, Familie 2 usw. Schließlich finden wir ja auch Worte für unsere unterschiedlichen Großeltern. Auch bei Unterbringungen geht es um Übergänge und Verarbeitungs- und Veränderungsprozesse. Wie Dolto (2008) kritisiert, dass Kinder über die bevorstehende Scheidung ihrer Eltern und deren Auswirkungen zu wenig informiert würden, und nicht informiert sein, sich traumatisierend auf die Kinder auswirken kann, ist klare und offene kindgerechte Information auch bei einer Unterbringung überaus wichtig. „Alles, was nicht in Worte gefasst wird, bleibt auf der animalen, nicht-mensch-

lichen Ebene, was in Worten ausgedrückt wird, wird humanisiert.“ (ebenda)

Familie überall

Aus einem Flugblatt und einer Presseausendung einer Kundgebung am 24.05.2012 in Wien:

Abschiebung von Yaya verhindern!

„Wien (OTS) - Trotz politischer Verfolgung in seiner Heimat Gambia, wurde bereits der zweite Asylantrag von Yaya abgelehnt. Jetzt ist er unmittelbar von der Abschiebung bedroht. Yaya war politischer Aktivist in der Oppositionsbewegung gegen das Jammeh-Regime in Gambia, 2004 flüchtete er aus Gambia nach Österreich. Laut Asylgerichtshof, ist in Gambia bereits eine kritische Einstellung, unabhängig von Aktivitäten in einer Partei, ausreichend für gegen eine Person gerichtete Verfolgungshandlungen. Eine Abschiebung würde für ihn nicht nur Repression und Verfolgung bedeuten, sondern eine konkrete Gefahr für sein Leben darstellen. Eine Abschiebung würde auch nicht nur ihn hart treffen, sondern auch seine 2 1/2 Jahre alte Tochter und deren Mutter, für die er eine wichtige Unterstützung und ein liebevoller Vater ist.

Die Argumentation des Asylgerichtshofs, die Mutter des Kindes könnte doch einfach mit Yaya und ihrer Tochter nach Gambia ausreisen, ist für uns untragbar.“⁴

Wieder eine andere Problematik stellen minderjährige Flüchtlinge dar, für sie selbst sowieso eine traumatische Geschichte. Sollte es Teilen der Familie bspw. der (verwitweten) Mutter und den Geschwistern gelingen viel später und auf Umwegen nachzukommen, ist eine Familienzusammenführung keineswegs klar. Es könn-

te ja Kalkül gewesen sein, die Flucht so, einer Übersiedlung gleich zu organisieren. (vgl. Brickner: 2011): „Wie kommen österreichische Richter dazu ... sie [auch hier geht es um eine konkrete Familie – die des 13 jährigen Farshad aus Afghanistan] aus asylrechtlichen Gründen zur Nicht-Familie zu erklären? Dass Kinder allein auf die Flucht geschickt wurden, weil Eltern um deren Zukunft und Wohlergehen besorgt waren, aber das nur um den Preis der Trennung sein konnten, ist historisch vielfach vorgekommen: Etwa bei der Flucht der Boat-People aus Nordvietnam in den späten 1970er- und beginnenden 1980er-Jahren. Oder - um einiges früher - als jüdische Kinder aus Nazideutschland allein nach England gerettet wurden. Wenn Eltern damals in der Folge ebenfalls die Flucht gelang: Würde man ihnen und ihren Kindern rückblickend den Familienstatus aberkennen? Wohl kaum. Aber im Österreich des Jahres 2011, da geht sowas.“

Trennung und Scheidung

Die Institution Ehe hat ihre Bedeutung verändert und ihre Funktionen gewandelt, weg von der Versorgungsehe hin zur Liebesheirat und Glückserfüllung. Die Menschen haben also eine alte Bürde gegen neue hohe Ansprüche eingetauscht. Hochglanzmagazine und das Fernsehen tragen das ihre dazu bei, dieses harmonische Dauerliebesglück herbeizusehnen, wenngleich auch schon öffentlich am besten live ebenfalls in Reality Shows gescheitert wird. So hat man die Wahl, ständig unzufrieden zu sein, falls das Glück doch nicht so groß ist, wie bei den anderen oder es eh noch gut erwischt zu haben. (vgl. Gappmaier 2012:3) Auch die Bewertung von Schei-



Pro Prognos Austria als Träger der Jugendhilfe betreut verhaltensauffällige, verhaltensgestörte und traumatisierte junge Menschen in familienanalogen Settings in Österreich und im europäischen Ausland.

Für diese anspruchsvolle Aufgabe suchen wir

engagierte Fachfamilien für pädagogische Betreuung.

Anforderungsprofil für diese Tätigkeit:

- Sie leben in einer funktionierenden Paarbeziehung
- Sie verfügen über eine abgeschlossene Erzieherausbildung, ein abgeschlossenes Studium der Sozialarbeit oder Sozialpädagogik
- Sie verfügen über mehrere Jahre Berufserfahrung in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen
- Sie wohnen mit Anbindung an alle Schulformen
- Sie bieten den Betreuten einen eigenen Wohnraum
- Sie sind bereit, die erzieherische Tätigkeit über mehrere Jahre zu gewährleisten

Wir bieten Ihnen:

- Intensive Fachbegleitung des Erziehungsprozesses
- Interne Weiterbildungen
- Supervision und Krisenmanagement
- Attraktive Vergütung

Sie fühlen sich angesprochen?

Hr. Heinz Hengl freut sich auf Ihren Anruf unter
Tel. 0664/33 77 363
www.proprognos.at

dung und Trennung hat sich glücklicher Weise gewandelt. Ein persönliches Gefühl des Scheiterns muss möglicher Weise verarbeitet werden, doch ist das Tabu gebrochen, und wird nicht mehr mit Ächtung und Verachtung reagiert. Es kommt in den besten Familien vor, in Österreich betrug die Scheidungsrate 2011 43%⁵, Trennungen nicht eingerechnet, es ist also von Normalität auszugehen. So kann auch die hohe Zahl der einvernehmlichen Scheidungen interpretiert werden, nämlich mit 86%, eine Krisenbewältigung, die durchzustehen und auszuhandeln ist. Bei den einvernehmlichen Scheidungen wird seit der gesetzlichen Ermöglichung im Jahre 2001 von ca. 53% Gemeinsamer Obsorge ausgegangen. (vgl. Figdor et al:2006)

Dabei ist einschränkend anzumerken, dass bei rückläufiger Scheidungsrate in den letzten zehn Jahren, die strittigen Scheidungen, etwa 5 bis 10%, wo Kinder beteiligt sind, steigen. Dies wäre genauer zu untersuchen.

Insgesamt sind Defizit- und Desorganisationsmodelle mehr und mehr obsolet geworden zugunsten von Ideen der familialen Umgestaltungs- und Neuorganisationsmodellen. Es wird vom Transitionsprozess, also zusammenhängenden Veränderungen auf mehreren Ebenen bzw. in unterschiedlichen Bezugssystemen gesprochen.

Bleibende Kontakte

Die bereits verstorbene französische Kinderärztin und Psychoanalytikerin Françoise Dolto (2008) hebt die Bedeutung und Wichtigkeit beider Herkunft eines Kindes heraus. Als Verdeutlichung der zentralen Notwendigkeit der Integration beider Genealogien zieht sie einen Vergleich zur Abstammung von Kulturen zweier Volkszugehörigkeiten. Selbst wenn die Entscheidung ja nur für einen Wohnort und Lebensmittelpunkt fallen kann, ist die Integration der anderen Kultur wichtig. So sei es auch bei einer Trennung und der Wahl nur eines Lebensmittelpunktes. Scheidungen binationaler Ehen verdeutlichen das nochmals mehr.

Das Besuchsrecht wird zu einer Besuchspflicht des Nicht-sorgeberechtig-

ten Elternteils. Eine Besuchspflicht gilt dann für alle Beteiligte, basierend auf der Idee, dass sich ein Kind seine Eltern ausgesucht hat. Diese Besuchspflicht – auch sie zu ermöglichen, besteht selbst wenn keine oder zu geringe Unterhaltzahlungen geleistet werden.

Figdor (2006) zieht nach fünf Jahren Gemeinsamer Obsorge Bilanz. Auch „Hochkonfliktfamilien“ nehmen das Modell an. Der Grund sei der Wunsch, trotz Scheidung gemeinsam für das Kind verantwortlich zu bleiben. Das Kind sieht den getrennt lebenden Elternteil signifikant häufiger, die Kontaktabbruchsrate ist wesentlich geringer.

Familienerweiterung als Reichtum

Dolto (2008) erachtet es für die positive Strukturierung des Kindes als wichtig, dass die Eltern neue Partner_innen haben, um eine natürliche Entwicklung abseits einer symbiotischen Beziehung in Abgrenzungskämpfen zu ermöglichen. Darüber hinaus ergeben sich mehr erwachsene Bezugspersonen, die für das Kind entlastend wirken. Sie stellt klare Ordnungen her: Über neue Beziehungen solle das Kind informiert werden. Heirat und Geburt eines Halbgewisters können dabei schwierige Übergangszeiten sein. Vom leiblichen Elternteil sind die neuen Partner_innen als neue Teilnehmer_innen im Leben ihrer Kinder zu akzeptieren. Die Funktionen der Stiefelternteile bedürfen einer Rollenklärung.

Aus Sicht der Kinder kommt jemand dazu, den man nicht kennt, ein Erwachsener, manchmal auch ein oder mehrere Kinder. Die Stellung und der Platz in der Familie müssen neu gefunden werden. Bestenfalls heißt das, es hat zusätzliche Erwachsene gewonnen, zusätzliche Kinder sind da, es kann das neue Familienleben mitgestalten, es gibt mehr Feste, verschiedene Kulturen und Zugänge, Abwechslung und Kontaktmöglichkeiten, die flexibel genutzt werden können. Ambivalenzen können ausgehalten werden zwischen Zuneigung und Abneigung, Nähe und Distanz, Solidarität und Rivalität.

Was aber kann die neuen Familien stabilisieren? Zartler (2011) stellt fest, dass in Patchwork-Familien die Partner_innen besonders häufig unverheiratet (44 Prozent) sind. Da die Trennungswahrscheinlichkeit bei nichtehelichen Le-



bensgemeinschaften deutlich höher ist als bei Ehen, haben die Mitglieder von Patchwork-Familien auch ein höheres Risiko, eine (weitere) Trennung zu erleben. Das kann für die beteiligten Erwachsenen belastend sein und ist auch für Kinder relevant: Forschungsergebnisse zeigen, dass das Erleben mehrerer Wechsel von Familienkonstellationen nachteilig für die kindliche Entwicklung ist.

Demnach sind also 56 Prozent der Stiefeltern miteinander verheiratet, wenngleich das keine Garantie für die Dauerhaftigkeit der Beziehung ist. Die Veränderungen vor, während und nach dem Gründen einer neuen Familie brauchen viel Zeit. Die Phase einer 2er Beziehung fehlt, die spezielle Bindung zwischen den leiblichen Elternteilen und dem Kind muss respektiert werden. Es spricht dafür, Paare und Einzelpersonen bei der Verarbeitung früherer Partnerschaften und dem Bau neuer Konstellationen zu beraten. Im Neuen liegt viel Hoffnung.

Erlebniswelt der kleinen und auch großen Menschen

Bezüglich der Auswirkungen von Trennung gibt es eine positive und eine negative, also durchwegs heterogene Befundlage. Resilienzfaktoren, sowie die

Umstände der Trennung, die zeitliche Dauer und die neuen Lebensumstände spielen für Kinder wie für Erwachsene eine Rolle.

Bei aller Allgemeingültigkeit über die Erlebniswelt der Kinder, *die* Familien gibt es nicht, *die* Scheidung und *die* Reorganisation auch nicht und *die* Kinder schon gar nicht. Die Geschichten weisen viele individuelle Unterschiede auf, die individuelle Lösungen brauchen.

Bröning (2009:130) kommt zu dem Ergebnis, dass hochstrittige Scheidungen nicht prinzipiell anders sind, sondern festgefahren. Die Dimensionen des WIR - die Ebene der Elternbeziehung, des KIND – die Erziehung und Beziehung zum Kind und des ICH- das Individuum in der Trennungssituation sind in hochstrittigen Situationen in ihrer Ausrichtung ähnlich gelagert wie in weniger strittigen Situationen.

Als typisch beschrieben wird eine hohe Anpassbarkeit der Kinder aus dem Risiko heraus, auch noch vom zweiten Elternteil verlassen zu werden. Die dadurch zu Hause nicht entladenen Aggressionen werden umgelenkt und entladen sich anderswo, Wutanfälle auch aus nichtigen Anlässen in Kindergarten oder Schule können die Folge sein. Die Kinder haben ein hohes Verantwortungsgefühl, aus dem auch große Schuldgefühle resultieren, etwas nicht richtig gemacht zu haben, was schließlich zur Trennung der Eltern führte. Es besteht weiters der langanhaltende Wunsch, die Eltern mögen wieder zusammen kommen. Den geringen Einflussmöglichkeiten ihres Handelns stehen sie mit Hilflosigkeit und Ohnmacht gegenüber.

Unterstützend wirken

- Das Recht des Kindes auf Information
- Die Möglichkeit, Fragen stellen zu können und klare, dem Alter entsprechende Antworten zu erhalten
- Die Möglichkeit Gefühle auszudrücken
- Die Kinderrechte, insbesondere Artikel 12 auf Beteiligung
- Die Verdeutlichung der Wichtigkeit des Vaters vom Zeitpunkt der Zeugung an und daraus abgeleitet

- Die Besuchspflicht für alle Beteiligten
- Die Zugehörigkeit zum Clan
- Unterstützung durch Dritte
- Autonomie der Kinder und Jugendlichen
- Zeiten der Übergänge vor und nach Besuchstagen und Betreuungswechseln
- Widersprüche als Normalität (vgl. auch Strobach 2011:14)

Wegen der Veränderungen ist das Beibehalten von Alltagsroutine und Tagesabläufen und die Betonung dessen, was hält, wichtig, um den Kindern Sicherheit zu vermitteln.

Familienmodelle aus Sicht des Kindes

Das Kind kann in zwei Haushalten leben, also eine Doppelresidenz sein eigen nennen. Viele Familien machen das, auch wenn das Gesetz bei gemeinsamer Obsorge einen hauptsächlichen Aufenthaltsort des oder der Minderjährigen vorsieht. In der Regel geben Veränderungen und Entwicklungen menschlichen Zusammenlebens der Legislative Ideen, und diese reagiert zeitverzögert entsprechend.

Das Nestmodell beschreibt die selten gewählte Variante, dass das Kind seinen festen Wohnsitz hat, ohne ständig seine sieben Sachen packen zu müssen. Die Eltern sind diejenigen, die zwei Wohnungen haben, und abwechselnd beim Kind wohnen.

Schließlich gibt es noch die Besuchsfamilie, sofern das Kind einen hauptsächlichen Aufenthalt und regelmäßige Besuchskontakte hat. In Deutschland haben seit 2003 35.000 Kinder das Angebot der Deutschen Bahn einer Reisebegleitung zwischen großen Städten genutzt, etwa in vier Stunden die 300 Kilometer zwischen Berlin und Hamburg, Freitagnachmittag in die eine Richtung, Sonntagabend in die andere. 40 Prozent davon sind regelmäßige Pendler zwischen ihren Eltern oder besuchen auf diese Weise auch ihre Großeltern.⁶

Karle (2008) stellt die Frage: Rücken Geschwister im Falle einer Schei-

dung näher zusammen und bieten sich gegenseitig Halt und Unterstützung oder überträgt sich der elterliche Konflikt auch auf ihre Beziehung? Zahlreiche Studien belegen, dass die Geschwistersolidarität in der besonderen Situation bei häufigem Wegfall emotionaler Stabilität steigt. Andere Studien kommen zu dem Schluss, dass die Interaktion der Kinder sich verschlechtert, da sich elterliche Konflikte übertragen. Beides ist richtig. Nicht jede Trennung ist dauerhaft konfliktreich und nicht jede aufrechte Ehe ist es zwangsläufig nicht. Konfliktreiche Beziehungen der Eltern werden auf's Subsystem Auswirkungen haben, oder sogar Vorbild sein. Auch mehrere Jahre nach der Trennung gibt es hochbelastete Kinder, welche, die die Belastungen bewältigen und gering Belastete.

Sollte eine Trennung der Geschwister bei neuer Haushaltsgründung erwogen werden, ist auf den Kindeswillen Bedacht zu nehmen. Das Kind entscheidet sich im ohnehin vorhandenen Loyalitätskonflikt nicht gegen das Geschwister, auch nicht gegen einen Elternteil, sondern für ein bestimmtes Zuhause.

Karle (2008) erhob Trennungssituationen drei Jahre nach den Ereignissen. Sie verdeutlichen, dass Trennung und Scheidung keine punktuellen Ereignisse, sondern Entwicklungen sind. Manche Prozesse stabilisieren sich, manche nehmen eine unerwartete Wendung. Manchmal erweist es sich als großes Glück, dass Kinder zwei Elternteile haben, zwischen denen sie bei deren Unvermögen, deren Uneinigkeit oder aufgrund nachfolgender PartnerInnen der Eltern wählen können!

Besuchsrecht – und Kindeswille – PAS: Kindeswille in Loyalitätskonflikten

Parental Alienation Syndrom oder das Eltern-Kind-Entfremdungssyndrom bezeichnet den emotionalen Missbrauch zur Beeinflussung des Kindes in Richtung Umgangsablehnung und Kontaktabbruch. Der außerhalb lebende Elternteil wird abgelehnt. Es sind Eltern, die aus Angst handeln, in Wut verhaftet sind und zur Eigenreflexion nur mangelhaft fähig sind.

Für die Kinder ergeben sich dadurch mannigfaltige Probleme. Neben den Loyalitätskonflikten ziehen sie die logische Schlussfolgerung, selbst zu 50% schlecht zu sein. Dolto (2008) weist neben vielen anderen eindrücklich darauf hin, dass psychosomatische Reaktionen des Kindes Ausdruck von Aufregung und Durcheinander sind, die entschlüsselt werden müssten, und nicht bedeuten, dass ein Kind den anderen Elternteil nicht mag. Die Pflicht sich selbst gegenüber, auch kleiner Kinder sei es, sich selbst keinen Schaden zuzufügen, das tät es aber, würde es einen (Eltern-)teil von sich ganz ablehnen.

Die Symptome des Kindes können Zurückweisungen, schwache, leichtfertige und absurde Begründungen, das Fehlen von Ambivalenz, das Phänomen der „eigenständigen Meinung“, reflexartige Unterstützung und Parteinahme mit dem entfremdenden Elternteil bis zur Ausweitung der Ablehnung auf Familie und Freundeskreis sein.

Dies ist schwer zu beurteilen, bedarf einer genauen Prüfung, so früh, wie möglich, der Unterstützung für alle Beteiligten und Zeit und Geduld.

Das Handwerkszeug

Scheidung wird, wenn auch nicht immer von allen Beteiligten als das kleinere Übel betrachtet, Ziel der Scheidung ist es, Leid zu beenden. Das wird insbesondere dort deutlich, wo sich das Leiden vergrößert, weil die Umwandlungsprozesse nicht gelingen, wie z.B. am 25.5.2012 in St. Pölten geschehen, wo ein Vater über die Scheidungsklage so aufgebracht war, dass er seinen achtjährigen Sohn erschoss und Selbstmord beging. Menschen brauchen Unterstützung.

Rainbows. Für Kinder in stürmischen Zeiten

Felix: „Ich hab jetzt einen neuen Papa“ – Max: „Das geht gar nicht, der Papa bleibt immer der Papa“

Seit 1991 gibt es den Verein Rainbows zur Begleitung von Kindern bei Trennung, Scheidung oder Tod eines Elternteils. Mittlerweile können österreichweit, mit Ausnahme Vorarlberg ca. 1100 Kinder zwischen 4 und ca. 15 Jah-

re begleitet werden.⁷ In einigen Bundesländern ist Rainbows als freier Jugendwohlfahrtsträger anerkannt, und kann als Leistung zugebucht werden.

In der Supervision von RainbowsgruppenleiterInnen erlebe ich deren Engagement und Reflexionsgenauigkeit jedes einzelne Kind betreffend. Hilfschreie, stumme wie laute werden da gehört und wahrgenommen. In wenigen Fällen, wo der Eindruck entsteht, mit dem Jugendamt müsse zum Schutz der Kinder Kontakt aufgenommen werden, gilt der schwierige Prozess, den Eltern gegenüber transparent und den Kindern gegenüber offen zu sein. Eine Intervention zu setzen, die ein Vertrauensbeweis ist und als Vertrauensmissbrauch gedeutet werden kann.

Für die Rainbowsgruppenleiterinnen ist es wichtig, zu wissen, von wo die Eltern die Idee zum Gruppenbesuch hatten, ob es (auch verdeckte) Überweiser_innen gibt. Manchmal ist es die Schule, manchmal die Jugendwohlfahrt, und welches die Erwartungen an den Gruppenbesuch sind.

Die Kinder kommen aus sehr unterschiedlichen Familienkonstellationen. Manche Eltern sind im Rosenkrieg, manche Trennungen sind ganz frisch, andere Kinder können sich an die Trennung der Eltern kaum erinnern. Fraglich ist es, wie viel die Gruppenleiterinnen überhaupt über die Situation wissen müssen sollen. Soviel als nötig, sowenig wie möglich, denn ihre zentrale Aufgabe ist es, ganz beim Kind zu sein, und jedenfalls die vom Geschehen unbelastete und neutrale Person zu sein. Tatsache ist, dass viele Eltern(teile) sehr bedürftig sind, die eigene persönliche Situation betreffend. Auch hierfür braucht es Unterstützung, allerdings woanders.

Wenn ich hier ausschließlich von Gruppenleiterinnen spreche, ist es, weil mir keine aktiv tätigen Männer bekannt sind.

Aktuell ist Rainbows an einer Leonardo da Vinci Lernpartnerschaft beteiligt, die sich mit der erhöhten Scheidungsrate von Eltern mit Kindern mit Behinderung befasst. Diese Familien sind mit besonderen Problemen konfrontiert. Es gibt keine verfügbaren Statistiken, die Projektpartner_innen gehen von einer Scheidungsrate zwischen 60 und 75 % aus. Das Hauptziel des Projekts ist Erwachsenenbildung, sowie die

Entwicklung von Konzepten und Programmen für Sozialarbeiter_innen und Familienberater_innen.⁸

Besuchsbegleitung

„In konfliktreichen Trennungs- und Scheidungssituationen, kann Besuchsbegleitung ein hilfreiches Instrument sein, um den Kontakt zu beiden Elternteilen zu gewährleisten und um Kind/er aus Streitigkeiten der Eltern herauszuhalten, bis Eltern die Kontakte wieder eigenverantwortlich und selbständig gestalten können. Eine Möglichkeit, die von Eltern freiwillig für eine gewisse Dauer in Anspruch genommen wird, die aber ebenso vom Gericht angeordnet werden kann.“ (Kinder-&Jugendanwaltschaft 2012:23)

Laut Wiener Kinder- & Jugendanwaltschaft bieten derzeit insgesamt 125 Besuchscafés von 39 Trägerorganisationen in allen Bundesländern Besuchsbegleitung an. „BesuchsbegleiterInnen sollen den konfliktfreien Verlauf des Kontaktes sicher stellen, den besuchsberechtigten Elternteil eventuell anleiten und bei der Ausübung des Besuchsrechts unterstützen.“ (Kinder-&Jugendanwaltschaft 2012:24)

So wertvoll das Instrument ist, um trotz seelischem Schmerz der Eltern und verfahrenen Situationen Besuchskontakte zu ermöglichen, so ungeeignet scheint es laut Erfahrungen für gewalttätige Übergriffe gegen Kinder zu sein. Die Kinder-&Jugendanwaltschaft plädiert dafür, den gewalttätigen Elternteil zur Verantwortung zu ziehen, und zunächst z.B. ein Anti-Gewalttraining zu verordnen. Als erster Schritt wurden Qualitätsstandards entwickelt und an das Bundesministerium für Soziales übermittelt. Besuchsaufsicht, Interventions- und Kooperationsmöglichkeiten wurden erarbeitet. Die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der beaufsichtigten Kontakte ist besonders wichtig, ebenso die ausführliche Dokumentation. Im November 2011 starteten 20 Teilnehmerinnen eine Pilotausbildung, die sich den ausgearbeiteten Standards und den Besonderheiten (vermuteter) Gewalt widmet. (vgl. Kinder-&Jugendanwaltschaft 2012:25f)

Kinderbeistand

Seit 1.7.2010 besteht die Möglichkeit der gerichtlichen Bestellung eines Kinderbeistands in Pflsgechtsangelegenheiten, meist Besuchsrechts- oder Obsorgestreitigkeiten. Seither gab es 255 Bestellungen berichtet die Kinder- & Jugendanwaltschaft (2012:32).

„Initiiert wurde das Modell „Kinderbeistand“ von einer Expertengruppe (tatsächlich waren es auch viele Expertinnen, Anm. d. Verf.), die anlässlich der dramatischen Vorfälle bei der zwangsweisen Übergabe eines Kindes ... im Rahmen eines Obsorgestreits eingesetzt wurde.“ (Barth/Haidvogel, 2007:15)

Das Pilotprojekt Kinderbeistand verfolgte zunächst zwei Ziele: Jedenfalls sollte dem Kind für seine Belastungen und schmerzlichen Zerrissenheiten in Obsorge- und Besuchsrechtsstreitigkeiten der Eltern jemand zur Seite gestellt werden. Darüber hinaus sollten in einer Begleitstudie fundierte Anhaltspunkte gefunden werden, für eine tatsächliche Einrichtung (Organisationsformen und Kooperationsmodi) des Kinderbeistands. (vgl. Barth/Haidvogel, 2007:15f) Neben der Schaffung rechtlicher Rahmenbedingungen haben sich die am Projekt Mitwirkenden nicht so sehr eine anwaltliche Funktion zum Ziel gesetzt, als vielmehr den Kindern endlich eine Entlastung bieten zu können und die Möglichkeit, die Bedürfnisse des Kindes wahrzunehmen. Haupttenor der inhaltlichen Ausrichtung der Funktion des Kinderbeistands ist es nunmehr, in der Zusammenarbeit mit dem Kind ganz auf seiner Seite zu stehen, sensorisch für alle Wahrnehmungen und seine Befindlichkeiten zu sein und das innere Tempo des Kindes zu verstehen, sowie im Verfahren selbst Sprachrohr des Kindes zu sein und der Stimme des Kindes Gehör zu verschaffen.

Die Kinderbeistände verfügen über einen psychosozialen Quellenberuf, berufliche Praxis, Kenntnisse zum Forschungsstand zum Thema Trennung und Scheidung, erwerben Zusatzqualifikationen in Bereichen der Jugendwohlfahrt, des Familienrechts, der Kommunikation mit Kindern und des Krisen- und Konfliktmanagements. (vgl. Barth/Haidvogel, 2007:18)

Die Bedeutung von Netzwerken – Der Familienrat

Es ist mir ein besonderes Anliegen, nun auch Family Group Conference – Familienrat vorzustellen.

Es ist ein Verfahren, das aus Neuseeland stammt, und Entscheidungsfindungsprozessen in der Jugendwohlfahrt oder der Jugendgerichtshilfe dient. Es kann als Plattform verstanden werden, auf der sich Expert_innen und Klient_innen gleichberechtigt begegnen.

Fachkräfte äußern eine Sorge um Personen und halten sich mit Lösungsvorschlägen und Kritik zurück, sie legen Missstände und Probleme wertfrei und sachlich offen, und schlagen der Familie einen Familienrat vor.

Wenn die Familie dem Vorschlag zustimmt, wird ihr ein unabhängiger Koordinator oder eine Koordinatorin zur Seite gestellt, um das soziale Netzwerk zu aktivieren und den Ablauf für die Konferenz zu planen. Der Vorbereitung wird viel Aufmerksamkeit gewidmet, an der Einladungsliste gearbeitet, und Unterstützungspersonen für die Kinder ausfindig gemacht. Alle für den Lösungsprozess wichtigen Personen im Netzwerk sollen an der Konferenz teilnehmen.

Am Tag der Konferenz wird die Sorge der Sozialarbeiterin nochmals vorgelesen. Gleichzeitig sind dabei der respektvolle und wertschätzende Umgang der Fachkräfte mit ihrer Klientel und eine Fokussierung auf deren Ressourcen und Fähigkeiten unabdingbar. In der exklusiven Familienzeit entwickelt die Familie mit Personen aus ihrem sozialen Netzwerk einen Plan für Lösungen.

Fachkräfte und die Koordinatorin sind nicht anwesend.

Es gibt keine Zeitbeschränkung, genug Essen und Pausen vor Ort. Wenn die Konferenz fertig getagt hat, werden Sozialarbeiter_in und Koordinator_in hereingebeten und der Plan wird vorgestellt. Seitens der Sozialarbeiterin muss er Zustimmung finden, sofern er legal und sicher ist. Eventuell kann eine Nachfolgekonferenz stattfinden.

Im Jahr 2011 fanden an der BH St. Pölten und an der BH Amstetten in einem Pilotprojekt der NÖ Jugendwohlfahrt und der FH St. Pölten zehn Familienräte statt. Eine Begleitstudie des Masterstudiengangs Soziale Arbeit „Familienrat in Niederösterreich. Möglichkeiten der partizipativen Hilfe“ zeigte, dass das Verfahren auch in Österreich akzeptiert wird und praktikabel ist.⁹

Das Besondere an Netzwerken ist, dass sie mehr können und wissen, als es die Sozialarbeit alleine vermag. In einem Fall war ebenfalls eine geschiedene Familie beteiligt. Im Plan der Familie wurde erarbeitet, dass die Frau mit den Kindern wieder mehr in die Nähe des Ex-Mannes ziehen würde, sodass die gemeinsame Kinderbetreuung leichter fiele, und sie mobiler werde, um arbeiten gehen zu können. Keine Sozialarbeiterin hätte jemals gewagt, so einen Vorschlag zu machen.

Auch wenn Gewalt vermutet werden kann, ist es die Sorge der Sozialarbeiterin/ des Sozialarbeiters, die ganz klar ausgesprochen sein muss, und den Obsorgeberechtigten die Verantwortung übertragen muss, in einem Plan dafür zu sorgen, dass das Kindeswohl gesichert ist.

ÖAGG | PD

PSYCHOTHERAPIE-AUSBILDUNG

Fachspezifikum Psychodrama

Abschluss mit Master of Science (MSc)

7 Semester, berufsbegleitend

Beginn der nächsten Lehrgänge:

30.11.2012 - MSc 10 in Wien, 16.11.2012 – MSc 11 in Salzburg,

26.04.2013 – MSc 12 in Graz/Klagenfurt

Details: **www.psychodrama-austria.at**

T: 0043-1-2559988

In der Implementierung vom Familienrat, und seiner Anwendung auch im Trennungsgeschehen, sogar in strittigen Besuchsrechts- und Obsorgestreitigkeiten sehe ich in der angenommenen Wirksamkeit und Nachhaltigkeit große Chancen. Gerade Männer suchen oft (nicht nur als vermeintliche Täter, auch in Ohnmachts- und Opfergefühlen) seltener Beratungsstellen auf. Für befriedigende Lösungen, die auch halten und mit den Ressourcen aller arbeiten sind sie als Teil des Systems und zur möglichst gesunden psychischen und beziehungs-fähigen Entwicklung der Kinder wichtig. Für die strukturelle Implementierung, sowie den politischen Willen dazu, könnten sowohl die Kinderrechtskonvention, als auch die Menschenrechtsparagrafen bemüht werden. Derzeit läuft in St. Pölten der erste zertifizierte Lehrgang zur Koordination von Familienräten, ein zweiter ist in Planung.

Fazit

Was die Kinder brauchen, sind mutige und engagierte Erwachsene, die sie in ihren Kinderrechten unterstützen. Was die engagierten Erwachsenen brauchen, sind passende Rahmenbedingungen und eine Angebotsvielfalt, in der nicht Menschen zu Leistungen passen müssen, sondern Hilfe so flexibel gestaltet werden kann, dass sie passt. Alle Unterstützungsangebote leben von den entsprechenden Rahmenbedingungen und damit verbunden der Qualitätssicherung.

Es sind Einrichtungen gefragt, die über einen wertschätzenden Zugang verfügen, da die Inanspruchnahme von Hilfeleistungen leicht als Versagen empfunden wird.

Und es braucht sichere Orte, wo die Übergänge und Aushandlungsprozesse gelebt werden können
Nun, peinlich genug war das Outing von Emily – sie putzt jetzt auch bei ihrer Mutter in der Früh die Zähne.

Literatur

Barth Peter/ Haidvogel Andrea (2007): Der Kinderbeistand, in: Österreichische Richterzeitung 01/07, 14-20

Brickner, Irene (2011): Richterliche Familienauflösung. Der Standard <http://der-standard.at/1323222699934/Brickners-Blog-Richterliche-Familienauflösung> am 07.06.2012

Bröning, Sonja (2009): Kinder im Blick. Theoretische und empirische Grundlagen eines Gruppenangebotes für Familien in konfliktbelasteten Trennungssituationen

Dolto, Françoise (2008): Scheidung. Wie ein Kind sie erlebt. Françoise Dolto im Gespräch mit Inès Angelino. Aus dem Französischen von Sabine Mehl. vgl. Haselbacher, Christine Rezension vom 25.02.2010 <http://www.socialnet.de/rezensionen/5970.php> am 27.07.2012

Figdor, Helmut et al (2006): Fünf Jahre Obsorge beider Eltern – eine Bilanz: Wichtige Ergebnisse der Evaluationsstudie zum KindRÄG 2001

Gappmaier, Verena: Scheitern – Aufstehen – Weitergehen. In: WUK INFO INTERN. Juni. Nummer 3/12 (S.3 – 5)

Karle, Michael (2008): Trennung der Eltern - Trennung der Geschwister? Geschwister-Geschichten. vgl. Haselbacher, Christine Rezension vom 14.04.2010 <http://www.socialnet.de/rezensionen/6545.php> am 27.07.2012

Kinder- & Jugendanwaltschaft (2012): Besuchsbegleitung – Standards. In: Bericht 11. (S.23 – 26)

Kinder- & Jugendanwaltschaft (2012): Kinderbeistand für alle Kinder und Jugendlichen in Pflegschaftsverfahren – Neuigkeiten. In: Bericht 11. (S.32 – 35)

Maxeimer, Alexandra/Kuhl, Anke (2011): Alles Familie! Vom Kind der neuen Freundin vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten. Klett Kinderbuch

Mengel, Melanie (2007): Familienbildung mit benachteiligten Adressaten. Eine Betrachtung aus andragogischer Perspektive

Mühl, Melanie (2011): Die Patchworkklüge. Eine Streitschrift

Peer, Irene (2012): Regenbogenfamilien im Mittelpunkt! Persönliche Eindrücke. In: Coming In. Hosi Salzburg. 11/2012 (S. 8 – 9)

Richter-Kornweitz, Antje (2010): Gesundheitsförderung im Kindesalter. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Bundesministerium für Gesundheit (Hrsg.)

<http://www.leitbegriffe.bzga.de/?uid=02fbf15920521e8fe1060cbad1664bbf&id=aangebote&idx=120> am 10.02.2012

Strobach, Susanne (2011): Scheidungskindern helfen. Übungen und Materialien. 2. aktualisierte Auflage vgl. Haselbacher, Christine Rezension vom 06.01.2012 <http://www.socialnet.de/rezensionen/439.php> am 27.07.2012

Timischl, Bernd (2012): Vater, Vater, Kind. In: Coming In. Hosi Salzburg. 11/2012 (S. 4 – 6)

Zartler, Ulrike (2011): Von der Ko-Mama bis zum Plus-Bruder. In: Der Standard Printausgabe 17./18.12.2011

¹ Schmidbauer, Wolfgang (1977): Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe

² Vgl: <http://diestandard.at/1319182088858/Gleichgeschlechtliche-Paare-Familie-ist-dort-wo-Kinder-sind> am 8.06.2012

³ Familienrechts-Änderungsgesetz 2009 <https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/171/Seite.1710012.html> am 10.6.2012

⁴ http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20120522_OTS0019/abschiebung-von-yaya-verhindern am 07.06.2012

⁵ Statistik Austria http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/022912.html am 11.6.2012

⁶ <http://derstandard.at/1323916674229/Pendelnde-Trennungskinder-Ohne-Winken-faellt-das-Abschiednehmen-leichter> am 10.06.2012

⁷ <http://www.rainbows.at/ueberuns/inhalte/publikationen/publikationen.php> am 10.06.2012

⁸ <http://www.rainbows.at/ueberuns/inhalte/eu-projekt/eu-projekt.php> am 10.06.2012

⁹ www.familienrat-fgc.at am 10.06.2012

FH-Prof. DSA Mag. (FH) Christine Haselbacher; FH-Dozentin
Department Gesundheit & Soziales
Wissenschaftliche Mitarbeiterin Ilse Arlt
Institut für Soziale Inklusionsforschung,
Internationale Koordinatorin für das Kompetenzfeld Soziales



Der Signs of Safety-Ansatz - ein stärken- und ressourcenbasierter Ansatz für Kinderschutz und Gefährdungsabklärung

Text: Mag. Marianne Rössler, DSA

Bei Fällen von mutmaßlicher oder nachgewiesener Vernachlässigung, bei Kindesmisshandlung oder sexuellem Missbrauch ist wohl eine der größten Herausforderungen für SozialarbeiterInnen in der Jugendwohlfahrt die Frage: *„Wie können SozialarbeiterInnen gute, ressourcenorientierte Beziehungen mit Eltern und Kindern aufbauen und zugleich strikt, genau und gründlich mit dem Kinderschutzsachverhalt umgehen?“* Der Signs of Safety Ansatz des Australiers Andrew Turnell bietet darauf Antworten, die sich vor allem dadurch auszeichnen, dass sie keine akademische „Feiertagsmethode“ sind, sondern im harten Arbeitsalltag auf Jugendämtern praktisch erprobt wurden.

Der Signs of Safety-Ansatz

Der Signs of Safety-Ansatz wurde von Andrew Turnell und Steve Edwards in enger Zusammenarbeit mit SozialarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt speziell für die Jugendwohlfahrt entwickelt. Bei der Entwicklung der Methoden galt das Motto: *„If they don't use it put it in the rubbish bin!“*, kurzum wenn die SozialarbeiterInnen die Methoden in der Praxis nicht benützten, wurden sie in den Mistkübel geworfen bzw. adaptiert.

Der Signs of Safety-Ansatz wird mittlerweile weltweit in vielen Ländern erfolgreich von Jugendamts-SozialarbeiterInnen angewendet: Unter anderem in Großbritannien, Schweden, Finnland, Dänemark, Niederlande, Australien, Japan, USA und Kanada. Der Ansatz bietet einfache praktikable Instrumente zur Gefährdungs- bzw. Risikoeinschätzung, zur Konkretisierung nächster Schritte, um einen Prozess zur Zielerreichung in

Gang zu setzen und für die Entwicklung von „Sicherheitsplänen“ (mit den Familien entwickelte Alltagsroutinen und Verhaltensregeln).

Die Methode „Signs of Safety“ regt an, alle Beteiligten einzubeziehen. Der Ansatz unterstützt SozialarbeiterInnen (professionelle HelferInnen), eine stärken- und kompetenzfokussierte, sowie eine wertschätzende Haltung gegenüber den Familien und deren Sichtweisen zu zeigen und gleichzeitig den Auftrag des Jugendamts, nämlich die Überprüfung und Sicherstellung des Kindeswohls, mit Nachdruck zu verfolgen.

Turnell schreibt in einem Hintergrundpapier für das „Department for Child Protection“ in West-Australien sinngemäß:

Nach dem Signs of Safety Ansatz vorzugehen ist kein Selbstzweck. Auch, wenn alle in den Fall involvierten Personen dabei zusammen arbeiten, die Eltern und Kinder und die beteiligten Profis, ist das gemeinsame Vorgehen kein Selbstzweck, sondern immer nur ein Mittel zum Zweck. Nach dem Signs of Safety Ansatz vorzugehen, heißt ganz einfach eine Falllandkarte zu zeichnen, über die Umstände rund um ein gefährdetes Kind. Falllandkarten sollten gesehen werden als ein Mittel, um einen Bestimmungsort, um ein Ziel zu erreichen. Der Bestimmungsort bzw. das Ziel ist hier: rigorose, nachhaltige, praktische, alltägliche Sicherheit des Kindes. Der Signs of Safety Ansatz rückt einerseits lang bewährte sozialarbeiterische Praxis wie Ressourcenorientierung und Wertschätzung in den Mittelpunkt der Arbeit und beinhaltet andererseits konkrete Methoden und Interventionsstrategien für die Kinderschutzarbeit. Der Signs of Safety Ansatz impliziert eine

Abwendung vom medizinischen Paradigma (Anamnese – Diagnose – Intervention/Behandlung – Evaluierung - vgl. Kunstreich 2001:300) und eine Hinwendung zu einer Empowermentkonzeption, die auf Wertschätzung und Ressourcenorientierung (Gaiswinkler/Roessler 2012; Roessler 2012) basiert, ohne dabei naiv zu sein und den institutionellen Auftrag (Kindeswohl) außer Acht zu lassen. Im Signs of Safety Ansatz verbindet die Sozialarbeiterin/der Sozialarbeiter Kooperation und Kontrolle. „Die Kernleistung von Sozialer Arbeit [besteht] nicht darin, Ambivalenzen in Eindeutiges zu verwandeln, (...) sondern eine professionelle Praxis des Umgangs mit Ambivalenzen“ (Roessler/Gaiswinkler 2012) zu entwickeln.

Der Signs of Safety-Ansatz stellt die Ziele der KlientInnen in den Mittelpunkt der Arbeit und unterstützt PraktikerInnen, diesen Fokus nicht aus den Augen zu verlieren.

Folgende Fragen sind dabei handlungsleitend:

1. Welche Ziele haben die KlientInnen?
2. Welche Ziele hat die Jugendwohlfahrt?

Zentraler Bestandteil des Signs of Safety Ansatzes ist das sogenannte *Mapping* – dies ist ein Verfahren zur Erstellung von Falllandkarten. In diesem Prozess – der zugleich Diagnose und Intervention ist (darauf komme ich nochmals zurück) – werden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beleuchtet: Es werden die vergangenen Vorfälle (Schäden), die dem Kind zugefügt wurden erhoben, in einem sogenannten *Gefährdungsstatement* zusammengefasst und als Sorge formu-

liert. Wenn Probleme als Sorgen formuliert werden, erleichtert das die Kooperation: Sorgen beziehen sich auf die Zukunft, da es den Gedanken nahe legt, wie der Sorge begegnet werden kann, so dass sie zukünftig nicht mehr besteht. Probleme hingegen führen eher dazu, sich verteidigen zu wollen: Ziel ist es jedoch, aus einer Scham- und Schuldynamik herauszukommen und Antworten für die zukünftige Sicherheit des Kindes zu finden. Im *Mappingprozess* werden neben den Sorgen, die Ressourcen und Stärken der Familie erhoben. Diese werden in einem *Kompetenzstatement* zusammengefasst und es werden die einzelnen Familienmitglieder (auch die Kinder) nach der erwünschten Zukunft gefragt.

Die Statements werden so konkret und spezifisch wie möglich verfasst und in einer Sprache, die alle (die Erwachsenen und so weit möglich, auch die Kinder) verstehen. Indem die Probleme als Sorgen formuliert werden und in einer Sprache, die für die KlientInnen verständlich ist, wird es leichter, nächste Schritte zu entwickeln und Ziele zu formulieren.

Die Sozialarbeiterin formuliert detailliert, woran sie erkennen wird (konkrete Verhaltensweisen der Eltern bzw. der beteiligten Personen), dass sie den Fall schließen kann. Diese Ziele, die als Handlungen formuliert sind, bleiben also nicht stehen, bei der Aufforderung, Maßnahmen in Anspruch zu nehmen, (wie bspw. ein Antigewalttraining oder eine Therapie), sondern sie definieren, welche Handlungen über einen vereinbarten längeren Zeitraum die Sozialarbeiterin beobachten muss, um sich aus der Familie zurück zu ziehen.

Gemeinsam mit den Eltern wird dann erarbeitet, wie sie die Ziele umsetzen können, was sie in Zukunft (insbesondere in jenen Situationen, in denen Gefährdung in der Vergangenheit bestand) anders machen werden. Erwachsene und Kinder werden somit aktiv in den Veränderungsprozess eingebunden.

Bei der Erstellung der Falllandkarten wird also erhoben:

1. Was läuft gut, welche Ressourcen sind vorhanden bzw. können entwickelt werden, welche Ressourcen helfen, die Sicherheit zu erhöhen? Sind

diese Ressourcen ausreichend für die Sicherheit des Kindes?

2. Was bereitet der Jugendwohlfahrt Sorgen, was läuft nicht gut?
3. Welche Vorstellungen einer erwünschten Zukunft haben die KlientInnen?
4. Ziele der Jugendwohlfahrt - Was will die Jugendwohlfahrt sehen?
5. Was ist der nächste kleine Schritt in Richtung der Ziele der Jugendwohlfahrt und der Ziele der Eltern und Kinder?

Das Signs of Safety- Handwerkszeug kann genutzt werden

- für Familiengespräche
- für Gespräche mit Kindern – hierfür wurden eigene Methoden entwickelt, um von den Kindern zu erfahren, was Ihre Sorgen sind, worunter sie leiden und was sie wollen und um ihnen stärker Gehör zu verschaffen
- für Fallbesprechungen (kollegial-intervisorisch oder supervisorisch)
- für Gespräche mit anderen Professionen wie LehrerInnen, KindergärtnerInnen, ÄrztInnen
- für HelferInnenkonferenzen

Das Verfahren unterstützt eine strukturierte Vorgangsweise, um:

1. die Sichtweisen und Kompetenzen, sowie die Stärken der einzelnen Familienmitglieder besser und umfassender zu erfassen
2. es ermöglicht eine Einschätzung der Faktoren, die Sicherheit geben und befördert gleichzeitig die detailgenaue Herausarbeitung von Aspekten die gefährdend sind oder sein können.
3. den Kindern leichter Gehör zu verschaffen und sie ins Zentrum zu rücken

Der Signs of Safety-Ansatz – ein anderes Verhältnis von Wissenschaft und Praxis

1. Im Feld der Jugendwohlfahrt gibt es international eine Fülle an Forschung über Häufigkeiten, Ursachen und Fortführung von Missbrauch, Misshandlung, etc. und wenig Forschung, die eine Definition sucht, was sinnvolle Sicherheit in Bezug auf den jeweiligen Bereich darstellt. Die Erfor-

schung sozialer Problemlagen, sozio-ökonomischer Ursachen und politischer Rahmenbedingungen ist natürlich sinnvoll und soll hier nicht in Frage gestellt werden, allerdings genügt sie nicht: Forschung ist auch notwendig zur Frage, „Was SozialarbeiterInnen Nützliches tun können, um KlientInnen zu unterstützen?“ Eine ertragreiche Spur wäre zu untersuchen, was SozialarbeiterInnen jetzt bereits tun, was zumindest in Teilaspekten funktioniert², ganz nach dem systemisch-lösungsfokussierten Grundsatz: „Wenn etwas funktioniert, mach mehr davon!“ (De Jong/Berg 1998)

2. Aus den USA und hier aus dem medizinischen Bereich kommend, setzt sich verstärkt die Vorstellung durch, dass sich sozialarbeiterische (und auch psychotherapeutische) Praxis zumindest in Teilbereichen von Prinzipien der Evidenzbasierten Medizin („EBM“) leiten lassen sollte: Dieser Zugang fordert, dass das praktische (klinische) Handeln „evidenzbasiert“ erfolgen sollte. Doch welche „Evidenz“ ist hier gemeint, auf der das professionelle Handeln basieren sollte? Der Nutzen einer Behandlung oder professionellen Intervention ist in diesem Paradigma dann evident, wenn er im Rahmen von großen Studien der klinischen Epidemiologie mit randomisierten Stichproben und Kontrollgruppen durch statistische Korrelation nachgewiesen ist. Mit diesem Paradigma ist ein Trend der Manualisierung verbunden: Es werden Manuale bzw. Handbücher entwickelt, die ausgehend von einer mechanistischen Logik des medizinischen Modells eine bestimmte Arbeitsweise und den genauen Ablauf detailliert vorgeben. (vgl. Gaiswinkler/Roessler 2004; Gaiswinkler/Roessler 2009; Duncan/Miller/Sparks 2004:21; Kunstreich/Mannschatz 2001) Die professionelle Antwort auf das Störungs- oder Krankheitsbild A ist die Intervention C. Wie die Intervention C durchzuführen ist, wird im Manual festgeschrieben und ist dort nachzulesen. Für den psychotherapeutischen Bereich gibt es beispielsweise in den USA Entwicklungen, dass die Behandlung bestimmter Krankheits- und Störungsbilder von den Versicherungen nur mehr durch bestimmte und genau definierte und manualisierte psychotherapeutische Methoden finanziert wird.

Für die Soziale Arbeit heißt das etwa, dass zwischen „Clearing“ bzw. Diagnostik³ einerseits und Intervention andererseits getrennt wird. Die Folge ist eine Segmentierung der Profession und der Tätigkeiten. Die Stärke der Profession, nämlich generalistisch zu sein (Kleve 2003) wird dadurch eingeschränkt und ein klientInnenpezifisches, nutzerInnenorientiertes Vorgehen behindert. Aus meiner Sicht begegnet eine Sozialarbeiterin niemals KlientInnen, die ausreichend beschrieben sind mit: „Familie Z ist eine Familie vom dysfunktionalen Typ C 205“ oder „Herr B. hat eine Depression gekoppelt mit Langzeitarbeitslosigkeit“, sondern SozialarbeiterInnen begegnen ganz konkreten Menschen mit konkreten Problemen, Ressourcen und (evt. etwas verschütteten) Zukunftsvorstellungen. Professionelle Interventionen sollten deshalb mit den konkreten Menschen abgestimmt werden und nicht mit abstrakten Problemklassen oder Störungsbildern. Der Nutzen von großen klinischen epidemiologischen Studien mit Kontroll- und Versuchsgruppen (die nach dem evidenzbasierten Paradigma die größte Wertigkeit haben - siehe Punkt drei in diesem Text) soll hier nicht generell in Frage gestellt werden, allerdings sind sie für den Bereich der Jugendwohlfahrt nur sehr bedingt möglich und deshalb nicht gegenstandsadäquat (Ferguson 2003), insbesondere dann, wenn es um Fremd- oder Selbstgefährdungen geht. Sie sind nicht ausreichend, um herauszufinden, was hilfreiche Hilfe bei komplexen sozialen Problemlagen ausmacht und was professionelle HelferInnen konkret in dieser Komplexität tun (können), um KlientInnen zu unterstützen; sie bietet also zumeist wenig Hilfestellung für PraktikerInnen.

3. Statistische Metaanalysen der großen klinischen quantitativen Outcomestudien der Psychotherapiewirkungsforschung (vgl. z.B. Wampold 2008; Miller et al 2000; Grawe 2000; Wampold et al 2010) zeigen, dass die Wirkung professioneller psychosozialer Interventionen nicht von der verwendeten Methode oder der psychotherapeutischen Schule abhängt. Jahrzehnte lang wurde versucht, solche Wirkungszusammenhänge nachzuweisen: Es wurde versucht zu zeigen, dass für spezifische

Störungsbilder eine psychotherapeutische Methode besser geeignet sei als andere psychotherapeutische Methoden. Dieser Zusammenhang lässt sich jedoch definitiv nicht feststellen. Die Metaanalysen zeigen, dass eine bestimmte Therapieform nicht wirksamer ist als andere, sondern dass es die allen Therapieschulen gemeinsamen Faktoren sind (Duncan/Hubble/Miller 2001), die wirken: Diese Forschungsergebnisse stehen damit im Widerspruch zu Manualisierungen, in denen eine Vorgehensweise aufgrund der jeweiligen Diagnose vorgegeben und festgelegt wird. Die Psychotherapiewirkungsforschung weist eindeutig nach, dass die Wirksamkeit davon abhängig ist, wie sehr es der professionellen HelferIn gelingt, den Veränderungstheorien der Klientin zu folgen (wie kann Veränderung aus Sicht der Klientin erfolgen). Davon hängt in der Folge die Qualität der Arbeitsbeziehung zwischen KlientIn und SozialarbeiterIn (professioneller HelferIn) ab und diese ist für den Outcome entscheidend: Wird nämlich die Arbeitsbeziehung von der Klientin/dem Klienten als hilfreich angesehen, so ist die Wahrscheinlichkeit für einen besseren Outcome erheblich höher, als wenn das Arbeitsbündnis von diesen als schlecht eingeschätzt wird. Der größte Wirkfaktor liegt allerdings außerhalb der HelferInnen-KlientInnen-Interaktion: es sind die Kompetenzen und Ressourcen der KlientInnen, die Ressourcen und Kompetenzen der sozialen Netzwerke sowie zufällige Ereignisse (in der Psychotherapiewirkungsforschung als außertherapeutische Faktoren bezeichnet). Diese Befunde sind für die Soziale Arbeit relevant: Daher wird auf die Qualität des Arbeitsbündnisses zum einen im Signs of Safety-Ansatzes besonderes Augenmerk gelegt und zum anderen werden zwar klare Ziele aus Sicht der Jugendwohlfahrt definiert (Was muss die Jugendwohlfahrt konkret in der Familie sehen, um den Fall zu schließen), allerdings wird in enger Kooperation mit der Familie entwickelt, welche Ziele die Familie (im Sinne einer erwünschten Zukunft) hat und insbesondere wie (vgl. Pflegerl 2009) die Umsetzung der Ziele erfolgt. Locke/Latham kritisieren, dass dem Setzen von detaillierten Zielen unverhältnismäßig viel Augenmerk geschenkt

wird: Für Veränderungsprozesse ist es jedoch entscheidend, dass der Klient/die Klientin zum einen ein für sich attraktives, visionäres Ziel entwickelt (die erwünschte Zukunft: vgl. dazu De Shazer et al 2008). Solch ein Ziel hat eine Bedeutung für die Klientin/den Klienten und so ist ein Commitment zum Ziel gegeben. Entscheidend für die Realisierung ist, den Klienten/die Klientin zu unterstützen, für sich passende Umsetzungsstrategien detailliert zu entwickeln. (Latham/Locke 2007:67 ff)

Ein Plädoyer für praxisbasierte Evidenz

Die Erforschung guter Praxis, das Lernen aus gelungenen Interventionen und HelferInnen-KlientInnen-Kooperationen ermöglicht ein Lernen von den NutzerInnen: SozialarbeiterInnen können beispielsweise lernen, wie KlientInnen besser beteiligt werden können, wie empowernde Arbeitsbeziehungen entwickelt werden können (Ferguson 2003:1005) oder wie die Ressourcen der KlientInnen und die Ressourcen der sozialen Netzwerke von den SozialarbeiterInnen stärker in den Blick kommen können (Gaiswinkler/Roessler 2009). Solch eine Forschung kann helfen, Methoden (weiter) zu entwickeln, um die Sorgen, die Ziele, die Hoffnungen der KlientInnen besser zu erfassen, um gemeinsam mit den KlientInnen daran arbeiten zu können. Solch eine Forschung, in der sowohl die Expertisen der SozialarbeiterInnen, als auch die der NutzerInnen⁴ mittels qualitativer Methoden erhoben werden, liefert praxisbasierte Evidenz. (Scott D. Miller und Andrew Turnell sprechen folgerichtig von *Practice based Evidence* anstelle von *Evidence based practice*)

Diese Forschungskonzeption kann also ebenfalls Evidenz liefern, nämlich - eine praxisbasierte Evidenz: Sie ist zentraler Bestandteil des Signs of Safety-Ansatzes: Gelungene Praxis wird erforscht und die Erkenntnisse werden im Sinne der Aktionsforschung der Praxis rückgekoppelt. PraktikerInnen und WissenschaftlerInnen untersuchen gemeinsam gelungene Praxis. Dadurch begeben sich Wissenschaft und Praxis in einen fruchtbringenden Dialog.

Ein wesentlicher Bestandteil des Signs of Safety Ansatzes sind deshalb Appreciative Inquiry Gespräche (Wertschätzende Interviews: vgl. Zur Bonsen et al 2001; Cooperrider/Whitney 2005): Gelungene, gute Praxis wird untersucht, KlientInnen und SozialarbeiterInnen werden befragt, was hilfreich war: Die bisherigen Ergebnisse zeigen, dass die HeldInnen der Sozialarbeit vor allem die KlientInnen sind, denn sie arbeiten hart, um Veränderungen herbei zu führen und zum anderen sind es die SozialarbeiterInnen: sie haben eine Fülle an Erfahrungen ihrer gelungenen Praxis: Deshalb kann das Feld – sowohl von den PraktikerInnen, als auch von den KlientInnen und von gelungenen Kooperationen viel lernen. Diese Erfahrungen werden jährlich bei sogenannten „Signs of Safety-Gatherings“ ausgetauscht: Bei diesen internationalen Versammlungen berichten PraktikerInnen von guter Praxis und KlientInnen erzählen, was ihnen in der Zusammenarbeit mit „ihren“ SozialarbeiterInnen geholfen hat, was für sie hilfreich war. Praxisbasierte Evidenz zu einer gelungenen Praxis kann deutlich machen, was PraktikerInnen im harten Arbeitsalltag – in den unterschiedlichsten Kontexten – tun, um hilfreich zu sein, sie befördert eine Lernkultur und wertet die Sozialarbeit auf. Daraus folgt auch ein anderes Theorie-Praxis Verhältnis: Die akademische Theorie- und Methodenentwicklung wird somit nicht länger als der Praxis übergeordnet angesehen, sondern Theorien und Methoden werden in Verbindung mit der Praxis entwickelt, so wie dies beim Signs of Safety-Ansatz und beim systemisch-lösungsfokussierten Ansatz nach Steve de Shazer und Insoo Kim Berg der Fall war und ist.

Organisationaler Wandel

Kernelement des Signs of Safety-Ansatzes ist ein ressourcen- und stärkenorientiertes Vorgehen, ohne naiv zu sein: Die Gefährdung wird gleichermaßen in den Blick genommen, wie die Ressourcen. Ressourcenorientierung in der KlientInnenarbeit und eine konstruktive Fehlerkultur, in der Fälle kritisch beleuchtet werden, um aus Fehlern zu lernen, kann sich allerdings nicht gut oder nur bedingt entwickeln, wenn die

Trägerorganisationen und Fördergeber keine Lernenden Organisationen (Senge 2011) sind: Eine Lernkultur zu befördern und zu institutionalisieren setzt deshalb auch Änderungen in der Führungsebene voraus:

1. Regelwerke werden nutzerInnenorientiert und mit der Expertise der PraktikerInnen entwickelt und kontinuierlich verändert
2. Ergebnisse aus der (Wirkungs)Forschung fließen in die (Weiter)Entwicklung der professionellen Hilfe ein
3. Die Bedeutung einer praxisbasierten Evidenz wird anerkannt und entsprechende Formen von Forschung werden finanziert und deren Ergebnisse fließen in die Praxis ein.

Der Signs of Safety-Ansatz in Österreich

„Mittlerweile gibt es auch in Österreich erste Erfahrungen mit dem Signs of Safety Ansatz: Im Rahmen der Niederösterreichischen Jugendwohlfahrt finden seit 2009 mehrtägige Weiterbildungen zum Signs of Safety Ansatz statt. (...) Von Juni bis November 2011 wurde in Wien erstmalig im deutschsprachigen Raum ein Pilotprojekt zum Signs of Safety Ansatz durchgeführt“ (Roessler/Gaiswinkler 2012:256), zum dem von Susanne Pichler (2012) im Rahmen ihrer Masterarbeit eine Begleitforschung durchgeführt wurde. Die Schulungen werden von Juni bis Dezember 2012 im Rahmen eines Intensivtrainings fortgesetzt. Die Erfahrungen aus Wien und Niederösterreich bestätigen die internationalen Erfahrungen: „Der Ansatz ist praxistauglich und die Instrumente eignen sich gut, um schneller Klarheit im Fall zu bekommen“ (Roessler/Gaiswinkler 2012:256). Sie eignen sich auch, um mit Kindern leichter ins Gespräch zu kommen und die Partizipation der Eltern zu steigern. Weiters zeigt sich, dass der Ansatz zu mehr Transparenz für die KlientInnen führt (Pichler 2012:114ff) oder wie eine ehemalige Klientin es ausdrückte „Everybody is on the same page.“ (eine ehemalige Klientin aus Main in einem Interview mit dem Direktor der Jugendwohlfahrtsbehörde)

Abschließende Bemerkung

Der Signs of Safety Ansatz wurde im Feld der Jugendwohlfahrt auf der Grundlage des systemisch-lösungsfokussierten Ansatzes entwickelt. Konzeption und Ansatz sind jedoch auf viele Felder der Sozialarbeit anwendbar, das zeigen beispielsweise die Erfahrungen der oberösterreichischen Einrichtung WOST⁵: Die Einrichtung experimentiert mit dem systemisch-lösungsfokussierten Ansatz und dem Signs of Safety-Ansatz und richtet die Arbeit sukzessive danach aus.

Ich bin gespannt auf die weiteren Entwicklungen - sowohl im Feld der Jugendwohlfahrt - als auch in anderen Feldern der Sozialen Arbeit.

Literatur

- Cooperrider, David L.; Whitney, Diana (2005): Appreciative Inquiry. A positive revolution in change. San Francisco: Berrett-Koehler Pub.
- De Jong, Peter; Berg, Insoo Kim; Theilen-Schindler, Kristiane (1998): Lösungen (er)finden. Das Werkstattbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. 2. Aufl. Dortmund: Verl. Modernes Lernen (Systemische Studien, 17).
- Duncan, Barry L.; Hubble, Mark A.; Miller, Scott D. (Hg.). (2001): So wirkt Psychotherapie. Empirische Ergebnisse und praktische Folgerungen. Dortmund: Verl. Modernes Lernen (Systemische Studien, 21).
- Duncan, Barry L.; Miller, Scott D.; Sparks, Jacqueline (2004): The heroic client. A revolutionary way to improve effectiveness through client-directed, outcome-informed therapy. Rev. ed. San Francisco: Jossey-Bass.
- Ferguson, Harry (2003): Outline of a Critical Best Practice Perspective on Social Work and Social Care. In: British Journal of Social Work, Jg. 33, S. 1005–1024.
- Gaiswinkler, Wolfgang; Roessler, Marianne (2009): Using the expertise of knowing and the expertise of not-knowing to support processes of empowerment in social work practice. In: Journal of Social Work Practice, Jg. 23, H. 2, S. 215–227. Online verfügbar: http://www.netzwerk-ost.at/publikationen/pdf/using_the_expertise_of_knowing_and_the_expertise_of_not_knowing.pdf [zuletzt geprüft am 31. 5. 2012]
- Gaiswinkler, Wolfgang; Roessler, Marianne: Unsere Lernreise. In: Vogt, Manfred; Wolf, Ferdinand; Sundman, Peter. Dreesen, Heinrich N.: (2012) (Hg.) Begegnungen mit Steve de Shazer und Insoo Kim Berg. Verlag modernes Lernen.
- Grawe, Klaus (2000): Psychologische Therapie. 2. korrigierte Auflage. Göttingen: Hogrefe-Verlag.
- Kleve, Heiko (2003): Sozialarbeitswissenschaft, Systemtheorie und Postmoderne. Grundlegungen und Anwendungen eines Theorie- und Methodenprogramms. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Kunstreich, Timm; Mannschatz, Eberhard (2001): Grundkurs Soziale Arbeit. Blicke auf die Jahre 1955, 1970 und 1995 sowie ein Rückblick auf die Soziale

Arbeit in der DDR, Band II. Bielefeld: Kleine [u.a.] (Impulse - Werkstatt Fachhochschule, 7).

Latham, Gary P.; Locke, Edwin A. (2007): New Developments in and Directions for Goal-Setting Research. In: *European Psychologist*, Jg. 12, H. 4, S. 290–300

Miller, Scott D.; Duncan, Barry L.; Hubble, Mark A. (2000): *Jenseits von Babel. Wege zu einer gemeinsamen Sprache in der Psychotherapie*. New York, London: Klett-Cotta.

Munro, Eileen: The Munro Review of Child protection. Final Report. A child centred system. (2011): <http://www.signsofsafety.net>

Pantucek, Peter (2006): *Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis sozialer Arbeit*. Wien: Böhlau (Forum Aelio in Cetio Technici Scientiaequae, Beiheft 1).

Pflegler, Johannes (2009): Die Frage des Wie. Ein Aspekt von Qualität in der Dienstleistungserbringung am Beispiel Fremdunterbringung. In: Pantucek, Peter; Maiss, Maria: *Die Aktualität des Denkens von Ilse Arlt*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Pichler, Susanne (2012): *Signs of Safety. Effektive Methode für die Risikoeinschätzung und Hilfeplanung in der Jugendwohlfahrt*. Masterarbeit. FH Campus Wien.

Piper, William E.; Wogan, Michael (1970): Placebo Effect in Psychotherapy: An Extension of Earlier Findings. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, Jg. 34, H. 3, S. 447.

Roessler, Marianne. Gaiswinkler, Wolfgang: Der lösungsfokussierte Ansatz in Organisationsberatung und Supervision. In: Walther, Ingrid. Knopf, Wolfgang (Hg.): *Brush up your tools*. ÖVS Schriftenreihe Bd. 5, Wien, 2004. Online verfügbar: http://www.netzwerk-ost.at/publikationen/pdf/oeps_schriftenreihe_2004_03.pdf [zuletzt geprüft am 31. 5. 2012]

Roessler, Marianne. Gaiswinkler, Wolfgang: Der Signs of Safety Ansatz. Ambivalenzmanagement, Praxis und Praxisforschung in der Jugendwohlfahrt. In: Brandstetter, Manuela. Schmid, Tom. Vysloulzil, Monika (Hg.) (2012) *Community Studies aus der Sozialen Arbeit*. LIT Verlag, Wien

Roessler, Marianne. Gaiswinkler, Wolfgang: Der Signs of Safety Ansatz. Ambivalenzmanagement, Praxis und Praxisforschung in der Jugendwohlfahrt. In: Brandstetter, Manuela. Schmid, Tom. Vysloulzil, Monika (Hg.) (2012 – in Druck) *Community Studies aus der Sozialen Arbeit*. LIT Verlag, Wien

Roessler, Marianne: Beratung mit KlientInnen im Zwangskontext. Wertschätzung und Transparenz einsetzen, um KlientInnen für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. In: Hammerer, Marika; Kanelutti, Erika; Melter, Ingeborg (2012): *Zukunftsfeld Bildungs- und Berufsberatung. Das Gemeinsame in der Differenz finden*. (in Druck) W. Bertelsmann Verlag

Senge, Peter M. (2011): *Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation*. 11., völlig überarb. und aktual. Aufl. Stuttgart: Schäffer-Poeschel (Systemisches Management).

Skrypek, Maggie; Otteson, Christa; Owen, Greg (2010): *Signs of Safety in Minnesota. Early indicators of successful implementation in Child Protection Agencies*. Wilder Foundation. Online verfügbar unter http://www.signsofsafety.net/sites/files/articles/Casey_Foundation_Minnesota_SoS_Research_Summary.pdf, zuletzt geprüft am 12.01.2011.

Southworth, Suzanne; Kirsch, Irving (1988): The role of expectancy in exposure-generated fear reduc-

tion in agoraphobia. In: *Behaviour Research and Therapy*, Jg. 26, H. 2, S. 113–120.

Turnell, A. (2010): *The Signs of Safety. A Comprehensive Briefing Paper*. Online verfügbar unter <http://signsofsafety-stuff.s3.amazonaws.com/Signs%20of%20Safety%20Briefing%20Paper%20v1-03.pdf>, zuletzt geprüft am 24.08.2011.

Turnell, Andrew; Edwards, Steve (1999): *Signs of safety. A solution and safety oriented approach to child protection*. 1st ed. New York: Norton.

Turnell, Andrew; Essex, Susie (2006): *Working with „Denied“ Child Abuse. The Resolutions Approach*. 2. Aufl. 1 Bände. Berkshire: Open University Press.

Wallcraft, Jan; Schrank, Beate; Amering, Michaela (Hg.) (2011): *Handbook of Service User Involvement in Mental Health Research*. West Sussex: Wiley-Blackwell.

Wampold Bruce, E. (2008): *The Great Psychotherapy Debate, Second Edition: Models, Methods, and Findings*: Routledge.

Wampold, Bruce E.; Duncan, Barry L.; Miller, Scott D.; Hubble, Mark A. (Hg.) (2010): *The heart & soul of change. Delivering what works in therapy*. 2nd ed. American Psychological Association. (Hg.). Washington DC: American Psychological Association.

Zur Bonsen, Matthias; Maleh, Carole (2001): *Appreciative inquiry (AI) der Weg zu Spitzenleistungen; eine Einführung für Anwender, Entscheider und Berater*. Weinheim, Basel: Beltz (Beltz Weiterbildung).

links:

<http://www.signsofsafety.net>: Auf dieser Website finden Sie Texte, Literaturempfehlungen, Videoklips, Videos und Powerpointpräsentationen der „Gatherings“:

<http://www.netzwerk-ost.at>

Unter Publikationen finden Sie diverse Texte zu Sozialarbeit

lation ist dies selbst den NaturwissenschaftlerInnen klar: Wenn sich also Teilchen durch Beobachtung verändern, verändern sich natürlich auch Menschen, wenn sie beobachtet werden. Deshalb sollte versucht werden, die Wirkung von Diagnosen positiv zu nutzen und nicht, die Wirkung möglichst auszuschalten. Die Trennung zwischen Intervention und Diagnose ist problematisch: Bspw. zeigten Southworth und Kirsch schon 1988, dass es sehr wirkmächtig sein kann, Diagnosen den KlientInnen als *Beginn der Behandlung* zu kommunizieren, da auf diese Weise bei den KlientInnen größere Verbesserungen, früher erreicht werden, als wenn Diagnosen ausschließlich diagnostischen Zwecken dienen und dies den KlientInnen so kommuniziert wird.

⁴ Im angloamerikanischen Raum gibt es hier unter dem Begriff User-Involvement interessante Entwicklungen und Forschungsprojekte im Bereich psychosoziale Gesundheit (mental health – Service User), in die teilweise auch NutzerInnen (KlientInnen) als ForscherInnen involviert sind. (siehe dazu: Wallcraft/Schrank/Amering 2011)

⁵ (Verein Wohnen Steyr, eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, deren Leiter bei Netzwerk ÖST einen Lehrgang absolvierte)

Marianne Rössler, DSA Mag.,

Sozialarbeiterin, Sozialwissenschaftlerin, Supervisorin, Lehrsupervisorin und Organisationsberaterin. Beratung für die Anwendung des lösungsfokussierten Ansatzes in diversen Feldern der Sozialarbeit. Leitung von Lehrgängen und Seminaren zu lösungsfokussierter Beratung für SozialarbeiterInnen und BeraterInnen. Anwendung des lösungsfokussierten Ansatzes bei Teamentwicklung und Organisationsberatung; Trainings und Implementierungsprojekte zum Signs of Safety-Ansatz. Netzwerkpartnerin von ÖST – Netzwerk für •Organisationsberatung •Sozialforschung •Supervision •Training. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: User-Involvement, NutzerInnenorientierte Qualitätsmanagementinstrumente und Wirkungsforschung.

Kontakt:

roessler@netzwerk-ost.at;
www.netzwerk-ost.at

¹ Edwards und Turnell folgen damit dem systemisch-lösungsfokussierten Prinzip (das auf Paul Watzlawick und andere am MRI – Mental Research Institut in Palo Alto – vgl. Roessler/Gaiswinkler 2004 zurückgeht): „Wenn etwas nicht funktioniert, mach etwas anderes!“ Dieser Satz mag banal klingen, jedoch missachten wir im beruflichen und im privaten Alltag diese Regel häufig. Wenn etwas nicht funktioniert machen wir öfter mehr des Selben, statt etwas anderes.

² Turnell spricht in diesem Zusammenhang von der Erforschung *guter Praxis*. Er lehnt den *best practice* Begriff ab, weil, unter den schwierigen Bedingungen unter denen Sozialarbeit statt findet, es nicht vorrangig um einzelne Spitzenleistungen gehen kann, da dieser Anspruch die Latte für die Alltagsarbeit zu hoch legt und die Untersuchung der „kleinen Erfolge“ eher behindert. Es geht darum gute Praxis zu untersuchen und auszuweiten, die im harten Alltag machbar ist und weniger um *best practice*, die unter besten Bedingungen möglich wäre.

³ Diagnosen sind immer auch Interventionen (Piper/Wogan 1970:447; Pantucek 2006:78): Seit der Formulierung der Heisenberg'schen Unschärfere-



Soziale Arbeit im Sozialen Raum

Theoretische und methodische Ein- und Ausblicke

Text: Mag. Dr. Manuela Brandstetter, DSA

Herzlich Dank für Deine Einladung, Sonja, ein im aktuellen Fachdiskurs überschätztes wenn auch zentrales Thema der Sozialen Arbeit theoretisch zu erörtern. Es ist der Raumbezug, der trotz seiner langen soziohistorischen Traditionslinien und trotz seiner immer wieder aufkeimenden Thematisierung im Wissensbestand Sozialer Arbeit vielfach nur in Gestalt von implizitem Wissen zu Tage tritt.

Auch als wir uns an der Hochschule im Zuge von Equal mit Sozialräumlichem Arbeiten im ländlichen Raum beschäftigten, waren es vornehmlich die dem Handeln von SozialarbeiterInnen in den verschiedensten Feldern (Wohnungslosenhilfe, Pfarr-Caritas, Jugendarbeit u. v. m.) innewohnenden Strategien, auf deren Grundlage wir uns systematisches Wissen über Methodik in ländlich geprägten Kontexten erarbeiteten.

Der Bedarf daran war und ist aber nach wie vor enorm. Seit wir 2001 Hochschulausbildung wurden - stellen wir fest, dass zunehmend befreundete KollegInnen aus der Sozialen Arbeit sowie aus anverwandten Professionen und aus Organisationen sowie aus den Gebietskörperschaften an uns herantreten, um uns bei einem scheinbar „neuen Typus“ von unter Anführungszeichen „räumlich verursachten“ sozialen Problemen um Unterstützung zu ersuchen.

So waren und sind

- schier unlösbare Nachbarschaftsstreitigkeiten in den Dörfern,
- die vermeintlichen Konflikte zwischen Zugezogenen und Angestammten in Gemeinden,
- das jugendliche Belagern und Verunreinigen des öffentlichen Raums,
- die Ansiedelung von solchen als

schwierig beschriebenen Menschen und Menschengruppen in bestehende Kommunen,

- das Versiegen von vormals selbstverständlichen Hilfeleistungen innerhalb von Nachbarschaften,
- das „Sich-Nichts-Mehr-Zu-Sagen-Haben“ in der Ortschaft und
- das „Nicht-Mehr-Zu-Den-Verantwortlichen Durchdringen mit den eigenen Anliegen“

jene Probleme, die an uns im Zeitraum der letzten zehn Jahre herangetragen wurden und von denen man sich „Abhilfe“ erwartete. Rund 20 Auftragsforschungen dazu haben wir nunmehr abgewickelt. Die „vermehrten sexuellen Belästigungen von Mädchen vor Ort“, „die Schändungen des eigenen Friedhofs“ oder die „Sorge um die vernachlässigten Säuglinge in der Gemeinde“ waren die Detailprobleme, mit denen sich die Organisationen und Gebietskörperschaften an uns als raumbezogene SozialarbeiterInnen und ForscherInnen wandten.

Wie kommt es nun dazu, dass Organisationen und Gebietskörperschaften zunehmend einen Raumkomponente bei ihren Problemlagen feststellen? Inwiefern ist es zutreffend, dass Organisationen und Gebietskörperschaften „überfordert“ sind mit dem Aufgabe Interessensgegensätze auszuhandeln und soziale Konflikte zu bewältigen? Kann man/frau nun dieser Stelle tatsächlich von einer „Zunahme sozialer Probleme in ländlich/kleinstädtisch geprägten Arealen“ sprechen, wie dies alltagsweltlich gemeinhin festgestellt wird? An dieser Frage will ich mich nun versuchen und möchte erörtern, vor dem Hintergrund welcher gesellschaftlichen Megatrends sich soziale Konflikte in der

späten Moderne zuspitzen. Die These, dass in Folge dessen kleinräumige Gebietskörperschaften und lokale Organisationen neue Verantwortlichkeiten zugeschrieben bekommen und sich an diesen vermehrt aufreihen, will ich mithilfe von Lothar Böhnischs Theorem der Verräumlichung sozialer Probleme skizzieren. Dass und wie die Soziale Arbeit hier mit einem umfassend verstandenen Konzept helfenden Handelns und der dazu gehörenden und vielfach im Verborgenen stattfindenden Interaktionsarbeit intervenieren kann, soll im Rahmen der von Pantucek (2007) entwickelten Methodik einer sozialraumbezogenen Kurzintervention zum Ausdruck gebracht werden. Dass das, was der Soziale Raum an soziokulturellen Möglichkeiten der Veränderung bereit hält, nicht erst diskutiert wird, seit man ausgehend von Deutschland mit der Vokabel der Sozialraumorientierung argumentiert, ist unbestreitbar. Vielmehr offenbart sich, dass das, was wir mit Einflussnahme auf Soziale Räume meinen, ein unmittelbarer Ausläufer der klassischen Gemeinwesenarbeit ist.

Kleinräumige Gebietskörperschaften und Fragen des Sozialen Wandels

Auf der Suche nach anderen Deutungen als jenen, die in Gestalt konservativer Stimmen den „Verfall“ der alten „funktionierenden Strukturen und Netzwerke“, der alten gesellschaftlichen Institutionen monieren, erwies sich der sozialpädagogische Diskurs seit den frühen 1980ern aus der Schule Lothar Böhnischs für uns als sehr hilfreich. Böhnisch hat viel zur Bedeutung von Regionalität, Raum und Hilfe geforscht

und sich umfassend mit sozialen Umbrüchen in ländlichen Kontexten auseinandergesetzt. Was er in seinen Untersuchungen zu Fragen des Verhältnisses von Peripherie und Zentrum immer wieder eingefordert und selbst vorgelegt hat, ist eine grundlegende Bezugnahme auf makrosoziale Strukturbedingungen. So stellte er fest, dass der festgestellte Wandel der Erwerbsgesellschaft die kleinräumigen Körperschaften und lokalen Gemeinwesen und Organisationen in besonderer Weise betrifft.

Wie auch im Theorem von der „Wiederkehr sozialer Unsicherheit“ Robert Castels (2005, 2009) beschrieben, geht es in der Gesellschaftsdiagnose Böhnischs um die enormen Umbrüche im Finanz- und Erwerbsmarkt schon seit den frühen 1980ern und um die damit in Zusammenhang stehenden Effekte: Kleiner werdende Haushalte, ein steigender Kostendruck in den sozialen Sicherungssystemen sowie die Zunahme von sozialer Ungleichheit im allgemeinen und von Armutsrisiken im speziellen bilden die großen Inklusionsfragen der Gegenwartsgesellschaft. Auch wenn die Ursachen für die umfassenden Transformationen komplex sind, lassen sich grob gesprochen in der Konsequenz die kollektiven Reaktionen breiter Bevölkerungsteile als neue „Mischungen aus Missgunst und Verachtung“ (Castel 2005:70) beschreiben. Robert Castel hat diese als typisch für spät moderne Wissensgesellschaften beforscht und ein ungewöhnlich hohes Ausmaß an solchen Reaktionen festgestellt, die – so Castel (ebd.) – „auf Unterschieden zwischen sozialen Lagen fussen und bei der man die Verantwortung für das eigene Unglück bei jenen Gruppen sucht, die sich auf der sozialen Leiter knapp oberhalb oder knapp unterhalb der eigenen Position befinden.“(ebd.)

Interessant dabei ist, dass diese Gefühle in der Regel von der „gesellschaftlichen Mitte“ (Vester 2001) ausgehen bzw. dass das ein gängiges Reaktionsmuster von solchen Betroffenen ist, die ehemals einen zentralen Platz in der Industriegesellschaft eingenommen haben (oder deren versprochener Status in der Gesellschaft bzw. deren Erwartung von Erfolg und Reichtum - infolge Bildung - nicht eingelöst wurde). Bourdieu (1997) beschrieb in seinen „Elendsstudien“ nicht nur die Biographien von Ausgeschlosse-

nen und Marginalisierten, sondern in erster Linie jene von SozialarbeiterInnen, RichterInnen, PolizistInnen, LehrerInnen, bei denen er diese Ausdrücke von „Neid und Missgunst“ festgestellt hat und die er als zunehmend „exklusionsgefährdet“ betrachtete.

Ohne hier genauer auf die Hintergründe dieser Spaltungsdiskurse eingehen zu können und ohne die Frage nach dem Inklusionsfaktor von „angesehenen Gruppen“ genauer behandeln zu können, wird in den Studien der französischen Gesellschaftsdiagnose deutlich, dass eine ganze Menge an gesellschaftlichen Konflikten nunmehr am Aufbrechen ist.

Das für unser Thema ländlicher Sozialräume spannende und neue an der Problemstellung ist aber, dass diese gesamtgesellschaftlich und zumindest alle Industriestaaten in allen Regionen der Welt betreffenden Widersprüche in zunehmenden Ausmaß **verräumlicht** werden. So haben Lothar Böhnisch und Wolf Schröer (2006:21) nachgewiesen, dass und wie kleinräumige soziale Gemeinwesen wachsend mit solchen Problemen und Fragen konfrontiert sind, die als >lokal verursacht< bzw. als >lokal zu lösen< gelten, obwohl sie es nicht sind. Damit halten sie fest, dass eine Vielzahl derjenigen makrosozial verursachten Strukturproblemen im öffentlichen Diskurs in der Regel so dargestellt werden, als wären sie im Dorf, in der Gemeinde, im Bezirk, in der Region etc. verursacht worden und als würden Sie nur dort zu beheben sein.

Um diese These von der Verräumlichung an einem Beispiel festzumachen: Eine Region im Oberen Waldviertel hat bei insgesamt hoher Arbeitslosigkeit einen großflächig evidenten Mangel an technischen FacharbeiterInnen. In der Regel wird dieses Manko den Jugendlichen selbst, den Gemeinden, den lokalen Schulen dann als „Versäumnis“ zugeschrieben. Man hätte falsch beraten bei der Wahl der Ausbildung, die Schule bilde am Bedarf vorbei aus, Jugendliche hätten die falsche Berufswahl getroffen etc. Der Planungsfehler, dass die nächstgelegene HTL einmal in Linz, in St.Pölten und einmal in Hollabrunn angesiedelt ist (jeweils mindestens 2 Stunden Fahrtzeit von nahezu jedem geographischen Punkt des Oberen Waldviertels entfernt) findet hier keine Erörterung. Der grundlegende makrosoziale Struk-

turwandel, der Gesellschaft seit den frühen 1990ern durch einen Wandel der Erwerbsgesellschaft im Besonderen betrifft und den wir vorhin angedeutet haben, bleibt aber aus diesen räumlich fokussierten Diskussion ausgespart und seine Problematisierung bzw. Skandalisierung findet nicht statt. Jene gesellschaftlichen Konflikte, die aufbrechen, weil insgesamt eine Freisetzung der Individuen stattgefunden hat, verharren auf diese Weise im Bereich des Unsagbaren. Unsere eingangs gestellte Frage nach dem „Warum steigt die Beratungsaффinität von Gebietskörperschaften und lokalen Organisationen an?“ hat also eigentlich nichts mit einer Zunahme von sozialen Probleme in Kleinstädten und Landgemeinden zu tun, sondern ist vielmehr Ausdruck einer krisenhaften Zuspitzung gesamtgesellschaftlicher Problemlagen, einer mit Böhnisch/Schröer (ebd.) gesprochenen „neuen Zone der Verwundbarkeit kleinräumiger lokaler Gemeinwesen und Organisationen“ (ebd.). Diese besteht schlichtweg darin, dass schwerwiegende (politische) Planungsfehler so behandelt werden, als wären sie in der Verantwortung der jeweiligen Körperschaft entstanden.

Die Themenkonjunktur der Hilfe in der späten Moderne

Auch Margrit Brückners jüngere Arbeiten beschäftigen sich mit Fragen von Problemen in lokalen Körperschaften und damit, dass mit der Schwächung des sozialstaatlichen Gefüges auch so etwas wie eine lokal angebundene „Kultur der Sorge“ (vgl. Brückner 2011:8) systematisch geschwächt wurde. Weil der Markt und der öffentliche Diskurs Hilflosigkeit als biographische Möglichkeit sowie als gesellschaftlich rückgebundenes Phänomen straft, ist – vereinfachend zum Ausdruck gebracht – die (öffentliche) Anerkennung von Hilfebedarf zunehmend erschwert.

In unseren Daten aus den eingangs skizzierten Aufträgen spiegelt sich dieser Aspekt wider. So verdeutlicht sich in den beobachteten sowie mittel- und unmittelbar rekonstruierten Fällen der Abhilfe bei sozialen Problemen, dass das konkrete praktische Tun, also der Vollzug des Helfens in den Communities nur hinter vorgehaltener Hand oder

aber gar nicht thematisiert wird. Helfen in den kleinräumigen Gemeinwesen offenbarte sich uns in der Regel als Praxis, die von den AkteurInnen und AgentInnen der Hilfe (und zwar zumeist den Hilfe-GeberInnen) unsichtbar gemacht oder gehalten wird. Dass Hilfebedürftige in ihrer Integrität geschützt werden, dass keine Details über das Ausmaß der Hilfe usw. gemacht werden, ist nicht ungewöhnlich. Interessant erscheint uns aber, dass das Helfen selbst so nur bei explizitem Nachfragen und oft nach langem Vertrauensaufbau beschrieben wird.

Was wir vielfach erwartet hätten, nämlich dass HelferInnen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, mit einer gewissen und legitimen Beifallserwartung berichten, was sie tun und getan haben, geschieht in der verborgenen Situation des Interviews oder unter dem Versprechen, Diskretion zu wahren. Ein typisches Fall-Beispiel aus dem Oberen Waldviertel, soll das Phänomen verborgener Hilfe-Arbeit deutlich machen. Dieser nachstehend zitierte (anonymisiert und verfremdet dargestellte) Schuldirektor (aus Schrems oder Gmünd oder Waidhofen oder Zwettl) tut das, was er seit 10 Jahren tut, nur unter der Wahrung voller Diskretion. Dass er seine „Schützlinge“ nicht namhaft macht, ist selbstredend. Dass er aber sein Sponsoring, sein Netzwerk, welches weit über das hier genannte hinaus geht, nicht namhaft machen und öffentlich würdigen lassen will, erscheint schon erstaunlich.



Foto: Monika Koch

„Ich hab in den letzten 15, 16 Jahren ein relativ gutes Netzwerk an Sponsoring aufgebaut, dass also viele Personen, auch Privatpersonen sagen: Bevor das Kind

daheim sitzen bleibt oder in der Schule sitzen bleibt diese Woche, schießen wir finanziell was zu. (...) Und dadurch ist also diese unter Anführungszeichen Arbeitslosigkeit nicht so arg zu spüren, ich spür's nur meistens im September, wenn man also (...) GZ Sachen, in der 3. brauchen sie GZ Sachen, das ist also ein relativ großer Betrag, den sie brauchen. ...“

Das Unsichtbar-Machen des Hilfe-Handelns betrifft nicht nur alltägliche HelferInnen und Freiwillige. Vielfach begegnete es uns auch bei den ProfessionistInnen, die das, was den Kern ihres Handelns eigentlich ausmacht, tendenziell in geschützten und vor Blicken und Zugriffen bereinigten Räumen vollziehen und die tatsächlich im Geheimen arbeiten. So halten Frauen-Einrichtungen Gruppengespräche nach Dienstschluss ab oder arbeiten ProfessionistInnen mit Adressatinnen, die aus der „offiziellen Zielgruppe“ herausfallen mehr oder weniger „freiwillig-ehrenamtlich“ weiter.

Hilfe als Interaktion oder als Dienstleistung?

Die Hilfe als verräumlichter und verborgener Teil des Vollzugs des Sozialen ist es, die für die späte Moderne charakteristisch ist und die sich uns als neues Phänomen offenbart. Neu, ist nicht, dass Hilfe in spät modernen Gesellschaften mit zum Teil enormem Aufwand und zum Teil auch hoch selektiv passiert, unbekannt erscheint uns aber das „Wie?“ der Hilfe in der Darstellung nach außen.

Aus diesem Grund plädiere ich in diesem Zusammenhang für einen interaktionell verstandenen Begriff helfenden Handelns. Trotz oder gerade weil Helfen offensichtlich - wie dies Margrit Brückner auch beschreibt - zu einem Thema ohne Konjunktur geworden ist, ist es wichtig, dieses Konzept (wieder) zu verwenden und es auch in seinem gesellschaftsveränderndem Anspruch offen zu legen. Helfen – ob nur privat oder staatlich organisiert – ist dabei nicht als einseitiges Geben, als isolierbare Handlung, sondern als ein kooperativer Handlungszusammenhang zu verstehen. Hilfe ist dabei – also interak-

tionell betrachtet - immer das Ergebnis von aufeinander bezogenen Aktivitäten von ProfessionistInnen, AdressatInnen und anderen am Prozess beteiligten AkteurInnen.“ (vgl. Wolff 1983:26)

Die erste mir bekannte Arbeit des deutschsprachigen Raums, in der die Hilfe konsequent als „Helfen“ betrachtet und in der das dahinter stehende Handeln aller AkteurInnen zu Ende gedacht und für Forschungen zugänglich gemacht wurde, war die frühe Untersuchung Stephan Wolffs zur Produktion von Fürsorglichkeit. Mit seinem darin verwirklichten Fokus auf den Handlungszusammenhang der Hilfe wird die hinter jeder (professionellen) Handlung stehende Interaktionsarbeit in den Vordergrund gerückt: Was genau machen die AkteurInnen und AgentInnen der Hilfe, wenn sie es tun? Wie wickeln sie ihre vermeintliche „Dienstleistungspalette“ konkret ab? Welche „Schattenarbeiten“ werden im Zuge helfender Handlungen erforderlich? Was muss noch alles erfolgen, um einen Betreuungsprozess zu optimieren? Darüber hinaus gelingt mit dem Interaktionsbegriff auch der Brückenschlag zu einer über die individuelle Praxis hinaus verweisenden Struktur (vgl. Wolff 1983:26). Was genau rahmt die Handlungsvollzüge, wo sind die konkreten soziokulturellen Bedingtheiten, die die jeweilige Gestalt von Hilfe-Handlungen prägen? Unter welchen Bedingungen müssen (freiwillige, professionelle oder laienhafte) HelferInnen ihre Handlungen ausgestalten? Welche Rolle spielen die AdressatInnen in jedem Hilfe-Prozess?

Hilfe ist so betrachtet nicht länger eine bloße technisch zu verstehende Intervention, ein reines Produkt bzw. Dienstleistungsarrangement und Maßnahmenpaket, was für die Forschung genauso wir für die methodisch-fachliche Weiterentwicklung professioneller Handlungsvollzüge von Wichtigkeit ist. Mit dem Fokus auf einen wechselseitigen Handlungsvollzug verleiht es den zur Hilfe gehörenden Handlungen wieder Bezeichnungen und benennt alle beteiligten AkteurInnen die für gewöhnlich in standardisierten Dokumentationssystemen in der Regel keine Erwähnung (mehr) finden.

Das Hilfe-Selbstverständnis in ländlichen Sozialkulturen und – räumen als Ansatzpunkt

Unter diesem Blickwinkel ist auch die nachstehende Narration über die Hilfe-Kultur einer kleinen Gemeinde in Niederösterreich zu verstehen, in welcher der interviewte Verantwortungsträger seine Auffassung einer gelungenen Hilfe in seiner Gemeinde zum Ausdruck bringt. Möglicherweise ist dieser Auszug für Sie irritierend, ist doch das dahinter stehende Menschen- und Gesellschaftsbild als widersprüchlich auszuweisen:

Interview November 2006, Verantwortungsträgerin „*Sieghardskirchen (verfremdet!) ist geschichtlich bedingt Sammelpunkt für untere Einkommenschichten (1) maunchmoi :: in der weiteren Umgebung Zufluchtsort für Wohnungssuchende. Bei uns gibt's mehr Vaständnis als woanders. 2) Bei uns gibt's seit jeher eine nicht zu unterschätzende Anzahl an Menschen, die an der unteren Skala anzutreffen sind. Wir kommen aber trotzdem nicht schlechter mit ihnen aus. Verschiedene Institutionen werden dadurch mehr belastet: Kinderbetreuung, Wohnung, Arbeitsplätze.*“

Auffallend an diesem Datenauszug ist das an den Beginn eines allgemeinen Interviews über Gemeindeentwicklungsperspektiven gesetzte Selbstverständnis eines führenden Kommunalpolitikers, der seinen Sozialraum tatsächlich als „sozialen Zufluchtsort“ verstanden wissen will. Sie finden hierin alle martialischen Komponenten, die der Hilfe-Begriff mit sich bringt. So ist auch die ihm zugrundeliegende Asymmetrien in den sozialen Positionen HelferIn und Hilfebedürftige darin enthalten. Auch der Gesellschaftsbegriff, der diesem Hilfe-Verständnis zugrunde liegt, ist ein archaischer. Dennoch ist diese Narration eine Schlüsselstelle für die Analyse und für die professionelle Handlung aus folgendem Grund: Dieser Verantwortungsträger, ranghoch in seiner sozialen Position und weit streuend in seiner Definitionswirksamkeit, versucht hier etwas explizit zu machen. Er thematisiert etwas, was vielerorts bzw. anderswo nur codiert oder umschrieben zum Ausdruck gebracht werden darf. Er unternimmt den Versuch einer verbalen Fassung. Damit schafft er aber den ers-

ten Ansatzpunkt für eine sozialräumlich verstandene Analyse und Praxis Sozialer Arbeit. Mit der diskursiven Thematisierung offenbart er die erste Grundlage für sozialarbeiterisches Handeln. Diese existiert in Gestalt einer Hilfe-Kultur, eines Common Sense, den dieser Verantwortungsträger hier dankenswerter Weise diskutier- und damit veränderbar macht.

Wir verstehen Kultur hier in einem sehr weiten Sinne als eine „ideelle Grundlage seiner Kommune, als das (informelle) Regelwerk, auf das sich Mitglieder von Organisationen aber auch von Räumen und Feldern beziehen.“ (Wolff 1999:40) Mit der gängigen Definition von „Kultur“ wird damit derjenige Bestand an geteilten Erfahrungen, an gängigen Deutungspraxen von Problemen, an einem gemeinsamen Gedächtnis sowie an einer eigenen Auslegung von formellen Abläufen, Strukturen und Kommunikationswegen (vgl. ebd.) wirksam, den die Soziale Arbeit als Gegenstand benötigt. Die jeweils räumlich verortbare Kultur oder das – wie es Stephan Wolff in der Organisationssoziologie festgeschrieben hat – gemeinsame Gedächtnis, die gemeinsame Auslegung von Abläufen prägt die Kultur einer sozialen Einheit.

Für sozialräumliches Arbeiten in unseren großteils kleinräumig agierenden Gebietskörperschaften und Organisationen sind genau diese „Cultural Areas“ der Gegenstand und Ansatzpunkt professioneller Analyse und Handlung. Räume sind nur durch Ihre ihnen innewohnenden Kulturen über konkretes (professionelles) Handeln veränderbar. Wir haben dabei aber einen Fallstrick, den es – mit der Verräumlichungsthese – zu beachten gilt. Wie schon Bourdieu (1997:160) diesen beschrieb, sollten Sie es vermeiden, wollen Sie sozialräumlich agieren, Raum und Kultur miteinander zu verwechseln. Indem sozialkulturelle Phänomene in der Regel am Raum festgemacht vorliegen, können sie von dort ausgehend sehr rasch und unmittelbar zu Stereotypen gemacht werden. Darin liegt das Risiko aber auch die zentrale Handlungsoption für die Soziale Arbeit: Als Sozialarbeiterin kann ich den Sozialen Raum (mit seinem ihm in der Regel innewohnenden Zuschreibungen) dafür nützen, mir Zugriff auf die dort befindlichen Hilfe-Kulturen, ihre Veränderun-

gen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern. Will ich eine helfende Kultur, als ritualisierte und symbolisch verschlüsselte soziale Praxis in einem Sozialen Raum erfassen, so hilft mir das Klischee, das örtliche Selbstverständnis, die Zuschreibung über den Raum, um an die spezifischen Deutungspraxen und ihre Veränderungsmöglichkeiten heranzukommen. Gleichmaßen birgt es aber das Risiko, dass ich es fortsetze und verlängere, dass ich eine für bestimmte Gruppen vorherrschende (oftmals abwertende) Zuschreibung auf diese Weise zementiere.

Die Sozialraumbezogene Kurzintervention als Methode der Einflussnahme auf Kulturräume

Sie wurde entwickelt, um erste Schritte zu setzen und dabei Sorge zu tragen, in der Dynamik einer Beauftragungssituation nichts Wesentliches zu übersehen und doch quer zu den bestehenden (zumeist funktional differenzierten) Institutionen so etwas wie horizontale Hilfe-Struktur zu schaffen, die an das bestehende Hilfe-Selbstverständnis anschlussfähig ist, diese aber erweitern/verändern soll. Mit der Methode der sozialraumbezogenen Kurz-Intervention haben wir uns am Ilse Arlt Institut eine Art Check-List geschaffen, um eine kultursensible Form der Einflussnahme auf Soziale Räume zu rahmen. Grundsätzlich geht es aber darum, einen (vorläufigen) Bruch mit den bestehenden Problemdeutungen zu ermöglichen. Zusammenfassend auf den Punkt gebracht besteht die sozialraumbezogene Kurzintervention aus folgenden Komponenten:

1. Förderung der Kooperation politischer, behördlicher, zivilgesellschaftlicher und ökonomischer AkteurInnen auf lokaler und regionaler Ebene
2. Berücksichtigung der Standards von Lebensweltorientierung
3. Bezugnahme auf den Interventionscharakter von Forschung & Analyse
4. Fokussierung von Zivilgesellschaft aber auch von „ungehörten“ Stimmen auf „lokalen Aufmerksamkeitsmärkten“
5. Orientierung an vorhandenen Best Practice – Modellen
6. Unterstützung beim Herstellen von

Beteiligung und bei der Netzwerkbildung (siehe Abbildung 3)
7. Konzipierung von Pilotprojekten

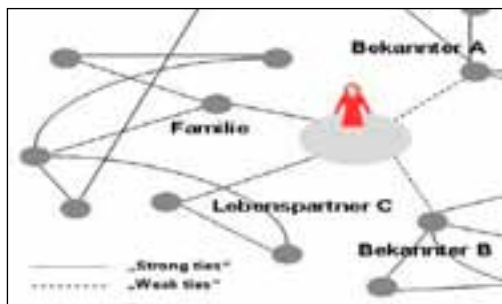


Abbildung 3: Pantucek 2007

Auf diese Weise geschaffene horizontale Strukturen sind in der Regel als „Runde Tische“ konzipiert und unterstützen dabei, eine „Problemauffassung“ zu explizieren und eben genau diejenigen ideellen Aspekte von Sozialräumen offen zu legen, die an einer Lösung behindern. Die AuftragnehmerInnen agieren dabei immer nach den Standards der Lebensweltorientierung und sind an den sozialen Kapitalien aber auch an den Bedürfnissen von Betroffenen ausgerichtet. Das Zusammenbringen einer „definitionswirksamen“ Fallbeschreibung und einer Deutung aus Lebensweltperspektive stellen den zentralen Fokus dar. Jene horizontale Struktur, die gebildet werden soll, fokussiert dabei immer die Möglichkeit von zivilgesellschaftlicher Teilhabe. Wissend, dass hier auch Platz für HonorarInnen sein kann und soll, ist diese in der Regel kein herrschaftsfreier Raum. In jeder Community gibt es definitionswirksame Stimmen, die festlegen, welche Problemsicht welches Gewicht erhält. Auch das ist soziokulturell codiert und bildet den Gegenstand von Analyse und professioneller Handlung. SozialarbeiterInnen, die mit der Lösung einer bestimmten Problemstellung beauftragt sind, könnten auf die beschriebene Weise jenes Hilfe-Selbstverständnis in den Blick nehmen, das vorhin geäußert wurde und dort mit veränderndem Handeln ansetzen. Sie könnten den „Zufluchtsort“ mit Betroffenen lebensweltorientiert und in Kooperation mit den EntscheidungsträgerInnen einer Community neu gestalten bzw. in Runden Tischen an den diskursiven Praxen im Raum und an ihren impliziten und expliziten Spaltungstendenzen arbeiten.

Unmittelbar bzw. persönlich von sozialen Problemen Betroffene sowie mittelbar in die Verantwortung genommene Gebietskörperschaften organisieren sich im Gestalt eines „Runden Tisches“ und arbeiten an Lösungen bzw. an alternativen Auslegungen (vgl. dazu Warren 1970:226). Das Verfahren ist nicht neu, wurde es doch ausgehend von der angloamerikanisch geprägten Fachdiskussion zu Gemeinwesenarbeit seit jeher so praktiziert und gelehrt und von einem für Österreich namhaften Vertreter der Gemeinwesenarbeit, Hans Hovorka, zum Forschungs- und Handlungsprinzip erhoben (vgl. Gibs 1978). Neu ist der steigende Problemdruck sowie die schwindende Bereitschaft soziokulturelle Hintergründe und Deutungsmuster in den Fokus von Analyse und Handlung zu rücken. Die alltags- und politikrelevante umfassende Betrachtung und Herstellung von sozialer Ungleichheit sowie die Notwendigkeit, diese ungeschönt zu identifizieren ist aber der Gegenstand Sozialer Arbeit seit ihrer Begründung als Profession.

Fazit und Ausblick

Ein soziokultureller bzw. ethnographischer Blickwinkel fördert das Verstehen von AkteurInnen in ihren Feldern und Räumen und in ihren (diskursiven) Praxen. Dies ist die Grundlage jedes Veränderungshandelns. Ziel dieses Programms ist es aber auch, der neuen und „steigenden Sehnsucht nach Heimeligkeit, dem neuen Wunsch nach identitätsstiftender Zugehörigkeit“ (Böhnisch/Schröder 2006:33) kritische Deutungen entgegenzuhalten. Darin liegen Sinn und Bedeutung Sozialer Arbeit im Sinne von Gemeinwesenorientierung. Wie Sie erkennen, ist das ein grundlegend anderes Verständnis von „Raumbezug“ als dies in den aktuellen Debatten rund um die Sozialraumorientierung und die zu ihr gehörende Verwaltungsreform auch in österreichischen Breitengraden diskutiert wird. Mit der Methode der raumbezogenen Kurzintervention schließe ich den Bogen zu einer historischen Traditionslinie Sozialer Arbeit in Gestalt von Gemeinwesenarbeit, die jenseits von (legistisch oder organisatorisch) vorgefassten Bezügen agiert und selbständig neue (ho-

izontale) Strukturen („Runde Tische“) aufbaut. Mit raumbezogener Intervention ist nicht gemeint, dass das Hilfeangebot eines Trägers um diese Komponente erweitert werden muss. Vielmehr ist ein raumbezogenes und kultursensibles Hilfe-Handeln jene professionelle Methode, die (unabhängig vom Träger) Einfluss nehmen kann auf soziokulturell geformte Deutungspraxen und die von dort ausgehend Veränderungshandeln vorantreibt und projektbezogen unterstützt.

Literatur:

- Böhnisch, Lothar; Schröder, Wolfgang (2006): Politische Pädagogik. Eine problemorientierte Einführung. Weinheim und München
- Bourdieu, Pierre (1997). Ortseffekte. In Pierre Bourdieu; et al (Hg.), Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz. S. 117-127.
- Brückner, Margrit (2011): Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und als soziale Praxis. Verlag Ernst Reinhardt Verlag. 1. Auflage
- Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat. Hamburg
- Castel, Robert (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Castel, Robert ; Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Frankfurt/New York. S. 21-35
- Gibs, Helga (1978): Außer der Norm. In: wien aktuell, Heft 6, Juni 1978, S. 12 - 13. abgerufen am 2.7.2012, ISD Institut für Soziales Design, Entwicklung und Forschung <http://www.sozialesdesign.org/artikel/gibs01.html>
- Pantucek, Peter; Brandstetter, Manuela; Stattler, Ursula (2007): Ausgewählte Thesen zur sozialraumbezogenen Kurzintervention. www.sozialraum.at. 25.2.2007. 8:30
- Vester, Michael et.al. (2001). Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt/Main
- Warren, Roland Leslie (1970): Soziologie der amerikanischen Gemeinde. Köln/Opladen.
- Wolff, Stephan (1981). Grenzen der helfenden Beziehung. Zur Entmythologisierung des Helfens. In Ernst von Kardoff / Elmar Koenen (Hg.), Psyche in schlechter Gesellschaft. Zur Krise klinisch-psychologischer Tätigkeit. München. S. 211-238
- Wolff, Stephan (1983). Die Produktion von Fürsorglichkeit. Bielefeld
- Wolff, Stephan (1999). Skriptum aus dem Seminar: Organisationales Handeln. SS 1999, Universität Wien

Mag. Dr. Manuela Brandstetter, Jg. 1973. Sozialarbeiterin und Soziologin lehrt und forscht an den Studiengängen Soziale Arbeit in St.Pölten zum Themenschwerpunkt „Sozialraum“ und „regionale Hilfestrukturen“. Lektorat am FH Campus Wien, an der FH OÖ und am Institut für Soziologie der Universität Wien.



Profession und Wissenschaft – eine „arrangierte Ehe“

Text: Dr. Fritz Rüdiger Volz

Ich kann es Ihnen nicht verheimlichen: Die Beziehung zwischen der Sozialarbeit als Wissenschaft und der Sozialarbeit als Profession ist eine arrangierte Ehe: und sie ist unauflöslich.

Ich kann nur versuchen dazu beizutragen, wie die Profession möglicherweise mit dieser arrangierten Ehe leben kann, denn Sozialarbeiter müssen ja unter genau diesen Bedingungen ihre berufliche Identität entwickeln und ihre berufliche Kompetenz erwerben und pflegen.

Ich selbst bin Hochschullehrer, und ich versuche seit drei Jahrzehnten, mich diesem Dilemma der Studierenden zu stellen und mich mit den Inhalten meiner Lehre darauf einzulassen. Ich habe die Studenten immer bewundert, weil sie in all den Jahren von Anfang der 70er bis heute an der Fachhochschule eine Vielzahl von Fächern integrieren mussten. Wie haben die das bloß zusammen gekriegt? Zur ohnehin angeknacksten beruflichen Identität, zu dieser Traurigkeit, mit der leider so viele Angehörige dieses Berufes durchs Leben bzw. durch die Praxis gehen, gehört eben auch, dass sie von allem nur die *kleinen* Varianten sind, sie sind die kleinen Therapeuten, die kleinen Juristen, die kleinen Ethiker ... – schrecklich!

Ich habe mich daher immer bemüht, bei allem, was ich vermittele, die Frage zu stellen, was muss man eigentlich können, um das alles „irgendwie auf die Reihe zu kriegen“? Sehr viele Lehrbücher zur Methodenlehre lese ich mit dem Gefühl, ja, irgendwie kenne ich das, völlig fremd ist es nicht, kein fremder Stern, aber es ist doch vielleicht eine andere Region Europas, vielleicht ist dies Buch aus dem Englischen übersetzt. Aber das

passt ja auch gerade nicht, weil ja in Europa bekanntlich alles überall anders ist. Wenn schon Sozialarbeit nicht gleich „Soziale Arbeit“ ist, ist sie erst recht nicht „travail social“, sie ist auch nicht „social work“ ... – das sollten wir gelegentlich bei der professionellen Selbstreflektion bedenken. Versuchen Sie mal, gerade die Selbstverständlichkeiten Ihrer beruflichen Identität in einer anderen Sprache, derer Sie mächtig sind, auszudrücken und einem italienischen oder englischen Freund zu erklären, was Sie da machen, dann wird Ihnen vieles klar über die soziale und kulturelle Voraussetzungshaftigkeit und Einbindung dessen, was wir im Deutschen, vielleicht sogar nur in Deutschland und nicht im gesamten deutschsprachigen Raum, unter „Wissenschaft“, unter „Sozialarbeit“, unter „Profession“ usw. verstehen.

Auch hier versuche ich, das zu machen, was ich stets schon gemacht habe, ich versuche mich als Berater in dieser Situation, in dem ich den Akzent auf *das „und“* lege. Die Ausbildungssituation ist die Situation des „und“: Wissenschaft „und“ Profession, Praxis „und“ Profession. Ich habe einige Erwägungen angestellt, irgendwo zwischen Beziehungsanbahnung, Partnerschaftsvermittlung und Paartherapie, und deshalb muss ich Ihnen heute mitteilen: es ist eine arrangierte Ehe, in der die Profession sich befindet und aus der sie nicht mehr herauskommt. Wie also diese Lage bewältigen? Wir müssen sie zunächst erstmal genauer ansehen, nicht leugnen, wir müssen sie verstehen, wir müssen sie kritisieren und nicht in eine reine Jubelgeschichte umwandeln.

Dabei kommt es ganz entscheidend auf Sie an. Sie selbst sind der Ort des „und“

und der vielfältigen Vermittlung. Diese Frage der individuellen Kompetenz, überhaupt eine berufliche Kompetenz ausbilden zu können, sollte viel stärker ins Zentrum der Ausbildung gerückt werden: das hieße dann, die Bildung als eine eigenständige Aufgabe wahrzunehmen.

Ich schlage deshalb vor, Soziale Arbeit als *Vermögensbildung* zu verstehen, denn es geht bei der Ausbildung von Sozialarbeiterinnen um Vermögensbildung, um ihre eigene Bildung zunächst und vor allem. Es geht nicht nur um die Ausbildung, um das Antrainieren von Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern um die Bildung eines umfassenden Vermögens, in dessen Zentrum das Vermögen steht, das eigene Leben als eigenes und als Person zu führen. Obwohl sonst ja immer gerade das Soziale betont wird und obwohl die „Individualisierung“ eher als etwas gilt, was wir zu vermeiden hätten, kommt es mir doch tatsächlich auf die Person, auf das Individuum an, denn als Personen sind die Individuen die Subjekte ihrer Praxis. Dabei ist die wichtigste Praxis, die wir immer wieder neu verstehen lernen müssen, die Lebensführungspraxis. Das gilt für alle Menschen. Sie haben als SozialarbeiterInnen die zusätzliche Aufgabe, in diese Lebensführung Ihre Berufspraxis irgendwie zu integrieren. Hinter diesem „irgendwie“ stehen wieder jede Menge „und“-Probleme. Aber entweder gelingt Ihnen das, oder dieses ganze in die Birne knallen von Folien führt zu dem, was „folie“ auf Französisch heißt, nämlich zu „Wahnsinn“. Entweder Inhalte der Lehre erreichen wirklich das Zentrum Ihrer Identität und Ihrer persönlichen Kompetenz, eben Ihrer Lebensfüh-

rungskompetenz, oder es ist nur für den, d.h. nur für den Prüfer.

Vor diesem Hintergrund empfehle ich Ihnen ein gestärktes, ein *erneuer-tes Selbstverständnis* Ihrer Profession: ein von Ihnen selbst bestimmtes! Kein völlig neues, wohl aber ein *erneuertes*, denn alle Elemente dafür sind bereits da. Sie müssen in eine neue, bewusste, selbst-bewusste Konfiguration gebracht werden, in einem zugleich erneuerten *Selbstbewusstsein*. Damit meine ich etwas durchaus Anspruchsvolles. Es gibt so eine patzigmacherische Weise, auch von Sozialarbeitern, so ein „Wir sind die Praktiker“-Bewusstsein, das die Unsicherheit, die es überdecken soll, nur umso deutlicher hervorhebt. Schrecklich. Wie zu klein geratene Männer, die Schuhe mit hohen Absätzen tragen (und auch denken, dass es niemand merkt). Mehr Gelassenheit, mehr Souveränität wünsche ich Ihrer Profession - nicht diese Haltung, dass man sowieso nicht erstrebt, was man gar nicht erreichen kann. Sie sollten sich nicht vom Wissenschaftsideal terrorisieren lassen, sondern Sie sollten ein gelassenes, ein souveränes, professionelles Selbstverständnis ausbilden und dazu brauchen Sie die selbstreflexive und selbstkritische Vermögensbildung. Dazu gehört zunächst die Fähigkeit, sich seiner selbst bewusst zu sein, auch seiner eigenen Grenzen und überhaupt all dessen, was zu einem Selbst dazugehört. Die wichtigste Fähigkeit, die ein Mensch, auch ein professioneller, in seinem Leben lernen und pflegen muss, ist die Fähigkeit, „ICH“ zu sagen: im Blick auf *sein* Leben. Menschen wollen ihr Leben als ihr eigenes führen. Dabei kann viel schief gehen. Dabei zu helfen, zu begleiten, zu stützen, zu trösten, zu raten, zu therapieren, ... – DAS ist die Aufgabe einer personenzentrierten Sozialen Arbeit, die selbstverständlich ihren Charakters als *soziale* Arbeit nicht vergessen darf und gar nicht vergessen kann.

Um die Situation, die ich hier die arrangierte Beziehung von Wissenschaft und Profession genannt habe, und zwar die von der Wissenschaft arrangierte Beziehung(!), historisch etwas zu klären, brauchen wir einen Blick in die europäische Kultur-, Wissenschafts- und Sozialgeschichte (das kann hier freilich nur andeutungsweise geschehen).



In welchen Milieus kommt es denn zu so etwas wie arrangierten, fremdbestimmten Ehen und eheähnlichen Verhältnissen? In Stammesverhältnissen. Ich muss Sie deshalb ein wenig entführen in die Soziologie von Stämmen, Clans und Großfamilien.

Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt ein neuer Stamm, Einfluss zu nehmen auf Europas Kultur. Zunächst bildet sich ein weit verbreitetes Bewusstsein davon, dass sich da eine qualitativ neue Wirklichkeit herausbildet – in vieler, vieler Hinsicht – und dass das nun auch ein qualitativ *neues* Wissen erfordert. Das alte Wissen, auch das der Theorien der Aufklärung, versagt angesichts dieser neuen Wirklichkeit. Es ist ein Franzose, Auguste Comte, der eine geniale Intuition hat, die er zu einem Programm und einer Idee weiterentwickelt, an der wir heute noch teilhaben – leidend und triumphierend –, die Idee, die er „Positivismus“ nennt. Was ist mit Positivismus gemeint? Ein Wissen, eine Theorie, eine Philosophie, die nicht theologisch, nicht metaphysisch ist, dafür aber antireligiös und vor allem nützlich, jawohl nützlich! Dieses nützliche Wissen nennt er „Philosophie positive“. Die Programmformel lautet „savoir pour prévoir et prévoir pour prévenir“: „wissen, um vorauszusehen, und vorausschauen, um (präventiv) zuvor zu kommen“. Ziel

ist es, dem Wissen, dem qualitativ neuen Wissen eine relativ klare, eindeutige und einsichtige Funktion zuzuschreiben. Wissen soll nützlich sein! Comte verbindet damit weitere wichtige Elemente, die eben auch für die Clans, die aus diesem Stamm des Positivismus hervorgehen, nämlich die sozialen Wissenschaften und die soziale Arbeit, bedeutsam und folgenreich werden. „Ordre et progrès“, „Ordnung und Fortschritt“ ist eine weitere Programmformel. Interessanterweise in dieser Reihenfolge. Es sind das Chaos und die Unordnung von postrevolutionären und frühindustriellen Gesellschaften, die alle schrecken. Noch keiner versteht so ganz, was da im 19. Jahrhundert vor sich geht. Die Gesellschaft braucht für ihre Weiterentwicklung Überblick, verlässliches Wissen und ein Wissen, das erlaubt, Ordnung zu stiften: im Bereich des Wissens selber wie in der Gesellschaft. Eine fortschrittliche Ordnung, aber doch eine Ordnung. Das 19. Jahrhundert hat eine panische Angst vor der Anomie.

Comte ist übrigens auch der Ansicht, dass die Religion für den Zusammenhalt, für die Ordnung und für das Funktionieren und für die Zukunft von Gesellschaften von überragender Bedeutung ist. Gerade wegen dieser überragenden Bedeutung sei sie viel zu wichtig, als dass man sie den Pfaf-

fen und den traditionellen Kirchen überließe. Er macht sich konsequenterweise selber zum „grand prêtre de l'Humanité“. Er erfindet eine „Religion der Menschheit“. Das ist sowas ähnliches wie „Menschenrechtsprofession“. Warum redet man nicht gleich von „Reich Gottes“-Arbeit? In der Tradition des Positivismus brechen wir zusammen unter den selbsterzeugten, normativen, programmatischen Lasten und Heilsversprechen. Ein bisschen Deflation angesichts dieser begrifflichen Großwort-Anspruchs-Inflation wäre schon wünschbar. Apropos: je größer die Krise, desto größer die Leerkäufe, die Blasenbildungen aller Art. Ökonomen sprechen dann bezaubernderweise von „Wertberichtigungsbedarf“. Wir sind gut beraten, wenn wir in der Sozialen Arbeit, ihrer Theorie und ihrer Praxis, in ihrem beruflichen Selbstverständnis und auch in ihrer Ethik Wertberichtigungsbedarfe vornehmen! Damit wir nicht dauernd reinfallen und auch nicht dauernd stolpern über selbstgelegte Ansprüche, die auf die, die wir beeindrucken wollen, doch nur wie die hohen Absätze wirken.

Der Stamm des „Positivismus“ und seine „sozial-wissenschaftlichen“ Clans, die bilden sich unter dem Totem einer bestimmten Auffassung der gesellschaftlichen Funktion von Wissen. Das ist es, was auf dem Totem der „*Sozialen Arbeit aus dem Geist des Positivismus*“ steht: „savoir pour prévoir et prévoir pour le travail social“. Damit liefert sich die Sozialarbeit einem bestimmten Verständnis und Vollzug von Wissenschaft aus – DAS ist die „arrangierte Ehe“, die sie eingegangen ist!

In dieser Epoche des Positivismus wird das „Soziale“ überhaupt erst erfunden. Ein wunderbares Wort, ein äußerst leistungsfähiges Wort. Wenn man es damals nicht schon erfunden hätte, „le Social“, man müsste es heute erfinden. Eigentlich wäre ich ja mehr für abschaffen. Was für ein Wort! Wunderbar diffus. „Alles irgendwie sozial“ – klar! Latent tautologisch: Alles *und* nichts. Welches Wort leistet das sonst noch?! Es hat einen weiteren, großartigen Vorteil: es schillert auf das Erfreulichste, unbestimmt, unterbestimmt, zwischen empirischen und normativen Aspek-

ten. Kein Wunder, dass es alle so gern gebrauchen, insbesondere wir als Experten vom „Sozialwesen“ (sic!): Analysen, Kritiken, Ansprüche – alles lässt sich in diesem einen Wort sagen. Nur – „die anderen“ können das, was sie (sagen) wollen, auch mit diesem einen Wort sagen. Was dann? Wer definiert? Wer hat die Definitionsmacht, wem gebührt sie, wer ist zuständig, wer hat die Kompetenz?? Zahllose Debatten, Konflikte und Kontroversen im Sozialwesen lassen sich lesen als Austragungsorte und zugleich als Waffen, als Medien dieser Kämpfe um die Definitionsmacht „des Sozialen“. In modernen, extrem wissensabhängigen Gesellschaften, die schon längst nicht mehr nur harmlose „Informationsgesellschaften“ sind, geht es nicht einfach nur um den „Austausch“ von Information, sondern es geht um die Teilhabe an der Macht und deshalb eben um den Kampf um die Definitionsmacht.

Bis jetzt habe ich vorwiegend von dem einem Clan, von den „*Wissis*“, geredet (von dem wäre noch so manches zu erzählen), es gibt freilich noch einen anderen: den der „*Machis*“. Der Clan der *Wissis*, das sind die *Sozialen Wissenschaftler* und der Clan der *Machis*, das sind die *Sozialen Arbeiter*. Die heißen zu recht „Arbeiter“. Die sollen auch arbeiten; das ist alles mit Bedacht so definiert; nicht von den *Wissis* allein, die *Machis* machen da kräftig mit! Beide Clans können wir „Profession der Wissenschaft“ nennen, einmal im Sinne eines genitivus subiectivus und einmal im

Sinne eines genitivus obiectivus: einmal ist die Wissenschaft das Subjekt, das andere Mal ist die Profession das Objekt. Wieder so schön einfach. Einmal – genitivus obiectivus – gilt: die Wissenschaft IST die Profession. Die Sozialwissenschaft ist selber eine Profession, sie ist „Wissenschaft als Beruf“. Die Wissenschaft, wie jeder Clan (auch der der *Machis*!), zerfällt natürlich wieder in Großfamilien und in Kleinfamilien, und die Familien wiederum sind patchworkartige Gebilde: der Kampf um die Definitionsmacht hat viele Akteure und hat viele Parteilungen

Die Frage, wer bestimmt das Soziale – wer bestimmt, mit Folgen für wen, mit welchen Voraussetzungen, mit welcher Legitimation, was sozial *ist* und was sozial sein *soll* – das ist eine Frage, die im Zentrum der Selbstbesinnung *sozialer* Berufe stehen sollte.

Sodann haben wir die Formulierung von der „Profession der Wissenschaft“ auch noch im Sinne eines genitivus obiectivus. Das ist die Profession, die durch die Wissenschaft hervorgebracht und eben als „Profession“ (und nicht mehr nur als Beruf) allererst „konstituiert wird – das ist die „Soziale Arbeit“. Soziale Arbeit ist eine Leistung der Sozialwissenschaft. Die Wissenschaft verleiht einem Beruf die Qualität der Profession, freilich nur um den Preis der Unterwerfung, um den Preis der Befolgungsbereitschaft und der Akzeptanz der Definitionen und Bestimmungen. Das gibt es ja in vielen Stämmen, dass



die einzelnen Clans unterschiedliches soziales Prestige haben, unterschiedliche soziale Anerkennung, auch unterschiedliche soziale Aufgaben. Ich will nicht gleich von Kasten-Gesellschaft sprechen, das entspricht der Dynamik moderner Gesellschaften nicht, und so sehr sich auch Sozialarbeiter beklagen, dass sie kaum jemand ernst nimmt und dass sie schlecht bezahlt werden, obwohl sie doch so wichtig sind..., kann man da, glaube ich, noch nicht von einem Paria-Beruf oder einer Paria-Profession sprechen. Im Gegenteil: die Verleihung des Adelstitels „das ist eine Profession und nicht irgendein Beruf“, das ist eine soziale Anerkennung, eine soziale Nobilitierung. Arrangierte Ehe, die Unterwerfung als Form des sozialen Aufstiegs, das ist ein bekanntes, weit verbreitetes soziales Muster. Arrangierte Ehe, von den Clanhäuptlingen in Absprache mit den Häuptlingen des Stamms. Ungleiche Partner verbünden sich im gemeinsamen Kampf um soziale Anerkennung. Es macht sich ja auch für eine Wissenschaft in einer Nützlichkeitsgesellschaft unter dem Verwertungsdictat sehr gut, noch eine außerwissenschaftliche Praxisdimension zu haben, die der so genannten „Anwendung“. Denn zunächst einmal ist es die Praxis einer Wissenschaft, wissenschaftliche Erkenntnis zu produzieren. Sie glauben doch nicht, dass irgendeine Wissenschaft, die sich doch zunächst und vor allem als Wissenschaft versteht, und mag sie sich auch noch so „sozial“ gerieren, ausgerechnet als *Hilfswissenschaft* für die Soziale Arbeit gelten will?! Wer so mit Ihnen redete, der will was von Ihnen, und mag sie sich auch noch so „sozial“ gerieren, der will an das Wichtigste, der will an Sie ran! Und was will er? Wissenschaftler wollen doch auch alle nur dasselbe: Ihre Identität rauben, Ihr Selbstverständnis bestimmen, und das dürfen Sie ihnen nicht gewähren! Da müssen Sie widerständig sein. Gerade Ihre Profession erfordert einen starken Widerstandssinn, nicht nur gegen Sparmaßnahmen im Sozialen, sondern gegen all die Instanzen, und gerade auch gegen die Wissenschaften und Wissenschaftler, die sagen „wir stiften Dir ja Deine Identität, und deshalb schuldest Du sie uns, und darum Du bist gut beraten, *unsere* Theorien zu befolgen und anzuwenden. Es gibt ja in der Sozial-

arbeitstheorie die Vorstellung von der „stellvertretenden Problemlösung und der stellvertretenden Problemdeutung“. Im Anschluss daran kann man sagen, dass die Sozialarbeit als Profession das Resultat einer „stellvertretenden Professionalisierung“ ist. Sie *wird* professionalisiert. Wichtig, sehr wichtig ist dabei, gerade aus der Perspektive der Wissenschaft, dass dieser Prozess nie zu Ende kommt, gar nicht zu Ende kommen darf. Der Professionalisierungsprozess, die Professionalisierungsdynamik müssen weitergehen. „Eine Theorie wird kommen...! Es gibt *noch* eine Theorie, es wird noch eine *neue* Theorie kommen, wir sind immer noch nicht soweit. Dreißig Jahre lang habe ich an einer Fachhochschule für Sozialwesen gelehrt – bis heute habe ich noch nicht die Müße gefunden, all die Methoden, die da durchgejagt worden sind, zu zählen und zu systematisieren. Jede, wirklich jede dieser Methoden ist noch immer mit dem Anspruch hervorgetreten: „Wir haben das ultimative Wissen, nun wird endlich Praxis konkret, das ist nun wirklich das wirklich Nützliche“. Mit Methoden ist es wie mit Diäten: Jeder, der eine Diät ausprobiert hat, hat fünf oder sechs Diätbücher zu Hause. Man wird abhängig. Wie oft habe ich das erlebt: Leute haben gerade ihr Diplom gemacht oder ihren Bachelor oder sogar den Master und erzählen dann ganz stolz, ja, und ich habe mich schon für eine Fortbildung angemeldet. So geht es, wenn man sich fremdbestimmen lässt von einer Instanz, die sagt: „Das ist noch nicht genug, du musst Dein Leben ändern, du musst noch eine Methode, noch ein Verfahren übernehmen, erwerben, anwenden...!“

Da wird man ja meschugge! Oder man wird Alkoholiker. Oder geht ins Beamtenheimstättenwerk, irgend sowas. Woher kommt es denn, dass so viele ältere Berufsangehörige tieftraurig, resigniert, ja zynisch durchs Leben und durch ihre Praxis gehen? Bis in die Körperhaltung, bis in die Gesichtszüge drückt sich das aus: „Ich bin ein Sozialarbeiter mit zwanzig Dienstjahren oder mehr“. Das muss doch nicht sein! Es ist mir nicht egal, wie es der Sozialarbeit ergeht, vor allem nicht den einzelnen Sozialarbeiterinnen. Fröhliche, heitere, gelassene, souveräne Professionisten wünsche ich

mir, Menschen, die gerne „Ich“ sagen, die Verantwortung für ihr Leben, ihre Lebensführungspraxis und auch für ihre Berufspraxis zu übernehmen vermögen! Menschen, die nicht immer, wenn es zu Schwierigkeiten kommt, sagen: „oh weh, das System“. Das ist sehr praktisch, sehr nützlich, auch sehr zu empfehlen. „Das System“ ist noch besser als „der Kapitalismus“. Kapitalismus ist auch schon sehr gut, man kann sehr viel damit erklären, aber „das System“ ist eben noch’n Tick abstrakter und „auf Augenhöhe“ mit dem Sozialen.

Verantwortung übernehmen! Freiheit! Lebensmut! Eigensinn! Die Soziale Arbeit ist in der großen Gefahr, die Profession der fremdbestimmenden Betreuung und der Versorgung zu werden bzw. zu bleiben. Das steht in einer engen Wechselbeziehung zu ihrem professionellen Habitus und zu ihrem fremdbestimmten professionellen Selbstverständnis. Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass die Soziale Arbeit (wieder) eine selbst-bewusste, eine selbst-ständige, eine sich selbst bestimmende, eine sich selbst bildende Profession sein könnte, eine Profession der Vermögensbildung, eben eine *Profession der Freiheit*. Das wünsche ich ihr und Ihnen!

Fritz Rüdiger Volz, Prof. Dr. phil., lehrte von 1982 bis 2011 an der Ev. Fachhochschule in Bochum Soziologie und Sozialphilosophie. Seit 1995 Lehraufträge für Professionsethik an österreichischen Hochschulen, derzeit FH St.Pölten. Arbeitsschwerpunkte: Ethik Helfender Berufe; Soziale Arbeit als Hermeneutik der Lebensführung & als Vermögensbildung; Sozial- u. Kulturgeschichte der Wohlfahrt; Anthropologie des Gabehandeln. Mitglied im Advisory Board von „Ethics & Social Welfare“.

Bücher

Zusammengestellt von DSA Gabriele Hardwiger-Bartz



Ulrike Borst, Bruno Hildenbrand (Hrsg.)
Zeit essen Seele auf
Der Faktor Zeit in Therapie und Beratung
 2012, Carl Auer Systeme, Heidelberg,
 237 Seiten, 25,70 Euro

„Das Feld von Beratung und Therapie ist gleich in mehrfacher Weise von zunehmender Beschleunigung betroffen: durch Klienten bzw. Patienten, die entsprechende Krankheitsbilder aufweisen; durch Kostenträger, die kürzere Beratungs- und Therapieprozesse erwarten; und nicht zuletzt durch Therapieformen, die von sich behaupten, rascher als andere zu arbeiten...“ (aus dem Klappentext)

Dieser Band gehört zu einer Reihe von Themenbänden, die jeweils aus einer Tagung des Ausbildungsinstituts für systemische Therapie und Beratung Meilen in Zürich hervorgegangen und in diesem Verlag erschienen sind.

Im Vorwort formulieren die Herausgeber, wozu das Buch dienen soll:

- Aufgreifen der Debatte um die Zeit aus philosophischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive – bezogen auf Beratung und Therapie;
- Diskussion der Konsequenzen veränderter Zeitstrukturen und veränderten Zeiterlebens für die individuelle Lebensführung;
- Erörterung der Folgen für das Feld von Beratung und Therapie.

Luc Ciompi formuliert zu Beginn seine Thesen zum Thema „Zeit in der Psychiatrie“ - diese sind aber keinesfalls nur für Psychiater interessant.

Im zweiten Teil „Zeit im Lebenslauf“ – geht es unter anderem darum, welche Probleme sich für Familien, für Paare ergeben, wenn einerseits der Lebensrhythmus der einzelnen Menschen ein unterschiedlicher ist und andererseits die „Familienzeit“ auf Anforderungen der Außenwelt mit der stetig zunehmenden Beschleunigung trifft.

Interessant ist auch das Thema „Zeitdimensionen bei Migrantenfamilien“: Wie ist der Umgang mit Zeit in verschiedenen Kulturen? Welche Anforderung ergibt sich aus dem Spannungsfeld zwischen Festhalten an Tradi-

HINWEISE

Mathias Lindenau, Marcel Meier Kressig (Hrsg.)

Zwischen Sicherheitserwartung und Risikoerfahrung

Vom Umgang mit einem gesellschaftlichen Paradoxon in der Sozialen Arbeit
 2012, transcript-verlag, 356 Seiten, 32,80 Euro

Romeo Rex

Solidarity

Entwürfe zu einer neuen Gesellschaft
 2011, VSA Verlag, 328 Seiten, 24,80 Euro

Johannes Vorlauffer

Im Anspruch des Anderen

Beiträge zur sozialphilosophischen und ethischen Dimension der Sozialen Arbeit
 2011, Shaker Verlag, 206 Seiten, 49,80 Euro

Fachlexikon der sozialen Arbeit

7. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage
 2011, Nomos Verlag, 1129 Seiten, 44,00 Euro

Silke B.Gahleitner, Gernot Hahn (Hrsg.)
 Übergänge gestalten – Lebenskrisen begleiten

Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung

Klinische Sozialarbeit – Band 4
 2012, 2.Aufl., Psychiatrie Verlag, 346 Seiten, 30,80 Euro

Stephan Lorenz

Tafeln im flexiblen Überfluss

Ambivalenzen sozialen und ökologischen Engagements

2012, transcript-verlag, 312 Seiten, kart., 28,80 Euro

tion und Anpassung? Wie lange dauern Entwicklungsphasen des Übergangsprozesses?

Im dritten Teil beleuchten die AutorInnen das Thema „Zeit in Beratung und Therapie“ aus unterschiedlichen Blickwinkeln: es geht um zeitliche Rahmenbedingungen für Beratung und Therapie – oder - in einem anderen Beitrag, wie wichtig und notwendig es ist, „Zeitprobleme“ (unterschiedliche Zeitrhythmen oder Zeitmuster) in der Intervention bei Paaren zu erkennen und aufzugreifen. Ein Artikel ist dem Zeitdruck in Notfall- und Krisensituationen gewidmet und ein weiterer dem Faktor Zeit bei chronischen psychischen Krankheiten. „Zeit und Organisation“ ist der Überbegriff für den vierten Teil des Buches: hier werden der Mythos vom Zeitmanagement und die

Peter Maier

Initiation - Erwachsenwerden in einer unreifen Gesellschaft: Band I: Übergangsrituale

329 Seiten, 16,50 Euro

Initiation - Erwachsenwerden in einer unreifen Gesellschaft: Band II: Heldenreisen

339 Seiten, 16,80 Euro

2011, Band I und II, Verlag Monsenstein und Vannerdat

Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, FH Frankfurt am Main (Hrsg.)

Grenzverletzungen

Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen der Sozialen Arbeit

2011, Fachhochschulverlag, 207 Seiten, 18,00 Euro

Ursula Enders

Grenzen achten

Schutz vor sexuellem Missbrauch in Institutionen

Ein Handbuch für die Praxis
 2012, Kiepenheuer & Witsch, 416 Seiten, 14,99 Euro

Evelyn Bahn / Timo Kaphengst

Land Grabbing

Der globale Wettlauf um Agrarland
AttacBasisTexte 40

2012, VSA Verlag, 94 Seiten, 7,00 Euro

Karin Waldher

Wo die Heimat ist

Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Heimat

2012, Drava Sachbuch, 245 Seiten, 22,80 Euro

Grenzen der Beschleunigung beim Aufeinandertreffen der Eigenzeit von Mensch und Organisation „beleuchtet“.

Meiner Ansicht nach konnte das Ziel der Herausgeber sehr gut erreicht werden. Zahlreiche Facetten des Themas werden aufgegriffen und praxisnah dargestellt. Zusammenhänge von gesellschaftlichen Veränderungen und Problemen bei Beratung/Therapie werden sehr deutlich. Das Buch ist sehr interessant und ich habe vieles formuliert gefunden, was mir bereits im täglichen (Arbeits)Leben aufgefallen ist. Auf jeden Fall ist es ein lesenswertes Buch für Menschen, die das Thema anspricht und die gleichzeitig an systemischen Zusammenhängen interessiert sind.

Bildungszentrum St. Virgil Salzburg
9. ARMUTSKONFERENZ
 23. + 24. OKTOBER 2012

Betroffenen-Vor!-Konferenz
 22. Oktober

Frauen-Vor!-Konferenz
 22. + 23. Oktober



WAS ALLEN GEHÖRT
 Knüpfen durch Gemeingüter & Kooperation

9. ARMUTSKONFERENZ 23.+24.10.2012

WAS ALLEN GEHÖRT

Armut bekämpfen durch Gemeingüter und Kooperation

Gut für alle! Was mehr wird, wenn wir es teilen. Allmende. All diese Begriffe knüpfen an die Forschungen der Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom an, die die Bedeutung von Gemeingütern für eine faire und gerechte Gesellschaft herausgearbeitet hat. Gemeingüter sind Grundbestand und Voraussetzung gesellschaftlichen Wohlstands: Gerade in krisenbestimmten Zeiten – von der Umwelt, über die Energie bis zur Staatsschuldenkrise – zeigt sich die Bedeutung von „Commons“. Natürliche Gemeingüter sind notwendig für unser Überleben, soziale Gemeingüter sichern den Zusammenhalt und kulturelle Gemeingüter sind Bedingung für unsere individuelle Entfaltung.

Gebrauchen, Zusammenarbeiten, Teilen und Beitragen

Die zentralen Prinzipien sind: Using, Cooperating, Sharing, Contributing. Ressourcen werden von einem definierten NutzerInnenkreis nach selbst ausgehandelten Regeln genutzt. Commons beruhen nicht auf der Idee der Knappheit, sondern schöpfen aus der Fülle. Sie sind produktiv, ohne in erster Linie für den Markt zu produzieren. Sie existieren für und durch die Menschen und lösen konkrete Probleme. Es geht darum, gemeinsam Ressourcen zu nutzen und zu pflegen, Regeln auszuhandeln, sich die Welt anzueignen, ohne sie in Besitz zu nehmen. Was heißt das für die soziale Arbeit, für die Ausgestaltung sozialer Dienste, für staatliche Angebote, für Gemeinden und den öffentlichen Raum? Commons sind nicht die Lösung, sondern der Perspektivenwechsel, der neue Lösungen möglich macht – auch in der Armutbekämpfung.

BETROFFENEN-VOR!-KONFERENZ

Sichtbar werden! Sichtbar machen! Sichtbar bleiben! Austausch und Vernetzung von Initiativen und Selbstorganisationsformen von Frauen und Männern mit Armutserfahrungen.

Montag, 22. Okt.

Beginn um 12.30 Uhr mit einem gemeinsamen Mittagessen

Vernetzungstreffen
 mit Moderation
 14.00 bis 18.00 Uhr



FRAUEN-VOR!-KONFERENZ

Detailprogramm:
www.frauenarmut.at

Montag, 22. Okt. 20.00

Die Kehrseite der Gemeingüter. Wer putzt, was allen gehört? Ein Diskussionsabend mit den Frauen der AG Frauen & Armut und Referentinnen der 9. Armutskonferenz

Dienstag, 23. Okt. 8.30-10.30

Frauen-Vernetzungs-Frühstück



Preview: KULTURPASS/iert

Eine Fotodokumentation von Hunger auf Kunst und Kultur, Ausstellung exklusiv für TeilnehmerInnen der 9. Armutskonferenz im Bildungszentrum St. Virgil.



Die Ausstellung von EYES On eröffnet am 7.11.2012 um 18.30 Uhr in der VHS, Galileigasse 8, 1090 Wien

Timeline

Betroffenen-VOR!-Konferenz:

22.10.2012 / 12.30 MITTAGESSEN

22.10.2012 / 14.00 MODERiertes VERNETZUNGSTREFFEN

Frauen-VOR!-Konferenz:

22.10.2012 / 20.00 DISKUSSIONSABEND

23.10.2012 / 08.30 VERNETZUNGSFRÜHSTÜCK

Dienstag, 23. Oktober 2012

09.30 REGISTRIERUNG

10.30 BEGRÜßUNG UND ERÖFFNUNG

Szenisch interaktiver Einstieg ins Thema

12.30 MITTAGESSEN

14.00 WORKSHOPS

16.30 WORKSHOPS

Jeder Workshop findet zweimal statt.

Jeder TeilnehmerIn kann an zwei Workshops teilnehmen.

18.30 ABENDESSEN

20.00 MAMA ILLEGAL

Ein Film von Ed MOSCHITZ

20.00 BUCHPRÄSENTATION

Erste Hilfe - Handbuch für Arbeitslose, Martin Mair

21.00 MIEZE MEDUSA

Poetry Slam

22.00 CATCH-POP STRING-STRONG

JELENA POPRŽAN und RINA KAČINARI

Mittwoch, 24. Oktober 2012

09.30 DISKUSSION

Was allen gehört!

Armut bekämpfen durch Gemeingüter und Kooperation

- Ulrich BRAND, Universität Wien
- Brigitte KRATZWALD, Commons-Aktivistin
- Alban KNECHT, Sozialwissenschaftler, München
- u.a.

11.30 ABSCHLUSSSTATEMENT UND VIDEOINTERVENTION / REWALK

12.30 MITTAGESSEN

Programm und Anmeldung online
www.armutskonferenz.at